



In stillen Stunden.



Gedanken einer Frau

über

die höchsten Wahrheiten des Menschen-Daseins

von

Julie Burow,
(Frau Pfannenschmidt.)

Dritte Auflage.

Berlin,
Ernst Schotte & Comp.
1862.



Inhalt.

Einleitung.

Wieder erneuert sich das Wunder des Frühlings! Gott Lob! daß ich nicht weit gehen darf, um es aufzusuchen und zu beobachten, es offenbart sich ja in meiner nächsten Nähe, in meinem kleinen Gärtchen, eben so mächtig und prächtig als draußen im lieben Walde, dessen heilige Hallen ich jetzt nicht mehr erreichen kann. — Denn ich bin krank gewesen und schwach geworden. Meine Füße versagen mir den Dienst, Schmerz nagt oft in meinen Gliedern und die Brust krampft sich zusammen, der Athem fehlt mir, wenn ich versuche, mich schnell wie sonst zu bewegen. — Sonst — keine Ferne war den raschen Füßen zu fern. — Nicht blos in der Kindheit und in den Frühlingstagen der eigenen Jugend suchte ich die blaue Waldanemone, das weiße zierliche Bocksbärtchen, den bunten Bienensaug, diese heitern Frühlingskinder, auf, in ihrer Heimath, in Wald und

Wiese. — Es ist noch nicht sehr lange her, daß ich mit meinen Kindern rüstig die Fluren durchschritt und mit meinen Enkelchen mich gern im Grünen tummelte. —

Aber Leid und Krankheit haben meine Kraft gebrochen; ich bin noch keine alte Frau und doch muß ich jetzt oft — o wie oft an das Wort des Erlösers denken: Meine Seele ist matt bis in den Tod! — Ich habe viel gelitten, unsäglich viel in meinem Leben. Jede Fieber meines Ichs hat in Schmerz gebebt, fast möchte ich sagen, daß es wenig Leid giebt, das ein Frauenherz treffen kann, unter dem das Meinige nicht zu irgend einer Zeit meines Erdenlebens gebebt hätte, und doch, doch ist dies Herz immer noch erfüllt von einer tiefen, seligen, ganz unverwischlichen Freude. Der Freude an der Natur!

Mein nordisches Vaterland ist — ich weiß das seit ich einige Reisen gemacht habe — nicht eben reich ausgestattet mit Naturschönheiten.

Die blauen Wellen der Ostsee, die sich an den Küsten Preußens brechen, gleichen an Pracht nicht denen des Mittelmeeres, sie haben nicht einmal wie die Nordsee, den Wechsel von Ebbe und Fluth. Der Himmel, über dessen lichtes Blau oft düstere Wolken schiffen, die ihn zuweilen wie ein grauer Mantel dicht verhüllen, ist nicht wie der des Südens in goldene Lichtfluthen ge-

taucht. Kein Alpenglühen verherrlicht unsre Morgen- und Abendröthe. Unsre immer grünen Fichten- und Tannenwälder an den Ufern der Weichsel, des Pregels und der Memel sind düstrer als jene wechselreichen Laubwälder, die die Berge des Rheins krönen. — Und doch — wie liebe ich die rauhe und ernste Natur, die mich umgiebt, wie empfinde ich die Süßigkeit des Sonnenscheins, der nicht jeden Tag im Jahre verherrlicht, wie beruhigte der tiefe, sanfte Athem des Meeres mein Herz, wenn ich ihm lauschen durfte im Schatten unsrer harzduftenden sommerstillen Wälder.

Jetzt kann ich das nicht mehr. Wald und Meer sind mir fern und Schwäche fesselt mich mit ihrer unzerreißbaren Kette an einen engen Raum.

Wohl bringt meine freundliche Tochter mir die ersten Waldblumen, die Zweige mit den wehenden Blüthenkätzchen der Bäume ins Zimmer, aber selbst holen kann ich mir meine Lenzesfreude nur aus dem beschränkten Raume meines Gärtchens.

Es liegt in der Sohle des ehemaligen Festungsgrabens und ich muß vom Hofe mehrere Stufen hinabsteigen, um dahin zu gelangen. Die Stadtmauer, braun und morsch, begrenzt es an der Südseite und an einen alten Thurm derselben lehnt sich das kleine helle Sommerhäuschen, in dem ich im Sommer, wenn es von

Weinranken dicht und grün umzogen ist, zu arbeiten liebe.

Jetzt liegen die Reben noch, freilich von der winterlichen Strohumhüllung befreit am Boden, und um sie her in dem keimenden Grase öffnen unzählige Veilchen ihre blauen Kinderaugen. Die Knospen der Obstbäume schwellen, Crocus und Schneeglöckchen haben bereits dem vorschreitenden Lenze das Opfer ihrer Blüthe gebracht, während Tulpen und Narzissen ihre zierlichen Knospen aus den grünen Blättern hervorschieben, als wollten sie fragen, ob der scharfe Ostwind es ihnen erlauben würde, die dichten grünen Hüllchen abzulegen und sich im leichten Sommerputze den erwachenden Schmetterlingen zu zeigen.

An der Ostwand, mit der der große Vorrathsspeicher meines reichen Nachbars, des Eisenhändlers, mein Gärtchen begrenzt, wickeln die Zweige der Nußlaube lustig ihre bräunlichen Knospen auseinander und zeigen die kleinen, fein gezahnten Blättchen, während die ausgestaubten Kätzchen der männlichen Blüthen allmählig zu Boden sinken. Sie haben ausgelebt. — Die rothen Krönchen der weiblichen Blüthen aber, die mich vor zwei Wochen so sehr erfreuten, sind total verschwunden und ich weiß, es werden Wochen, ja Monate vergehen, bis ich unter den dicht und groß gewordenen Blättern ihre Nachkommen, die kleinen wachsenden Nüßchen, finde.

Ueberall regt sich das Pflanzenleben, über mir in den Kronen der knospenden Obstbäume, neben mir an den grünenden Flieder-, Schneeball- und Rosenbüschen unter mir in dem schon im Herbste fleißig bearbeiteten Boden, der an tausend Stellen aufspringt, von der, Thätigkeit der kräftigen Keime erschlossen. Päonien, Feuerlilien, Türkenbund sind es hauptsächlich, die jetzt sich ans Licht wagen; Tulpen und Narzissen sind schon viel weiter vorgeschritten und die duftreichen Hyazinthen entfalten bereits ihre vielfarbigen Blüthenglöckchen.

Kein Tag vergeht ohne irgend ein neues Ereigniß in meinem lieben Gärtchen und tausend Wunder geschehen in einer warmen Regennacht.

Ein Theil meiner Schaffenskraft, ein Theil meiner Lebensfreudigkeit entkeimt — das wissen alle meine Lieben — diesem kleinen, beschränkten Raume.

Ich hole mir von dort Geduld im Kummer, Muth zum Ertragen körperlicher Schmerzen, Lust zur Arbeit, Freude an dem, was ich besitze, Glauben an das Gute in der Welt und Abscheu vor jeder schlimmen Regung in der eigenen Menschenbrust. — Alles dies weiß ich dort zu finden; zu jeder Tagesstunde, bei Sonnenschein und Regen, und meinen Enkelchen habe ich es, wenn sie mich mit den lieben treuen Augen so verständnißinniger anblickten, schon oft ins Ohr geflüstert:

Draußen wohnt der liebe Gott!

Sie verstehn mich ohne Erklärung, denn die Kindheit besitzt noch in heiliger Unschuld den frohen Glauben, der das Leben mit seinen Leidenschaften, mit seinen Schmerzen erschüttert und mit trüben Zweifeln umschleiert.

Der Kinderglaube geht dem einzelnen Menschenherzen verloren im Gewühle der Welt, wie er der Menschheit verloren ging im Gewühle der Weltgeschichte. Ihn wieder zu finden ist für den Einzelnen eben so unmöglich, als es den Bemühungen der Staatenlenker, der Priester aller Confessionen unmöglich ist, die Menschheit zurückzuführen zu dem Glauben früherer Jahrhunderte. — Die Astronomie hat, wie unser Humboldt sagte, jenem Glauben die Decke über dem Haupte, die Geologie ihm den Boden unter den Füßen weggezogen,

Wohl sehnt sich jedes Menschenherz in den angstvollen Tagen des Zweifels nach der Rückkehr zu jenem voll begnügten Kinderglauben, aber jeder Rückschritt ist unmöglich nach unveränderlichen Naturgesetzen, denn Fortschritt, ewiger Fortschritt ist der Wille Gottes. Fortschritt vom Guten zum Bessern, Fortschritt auch da, wo scheinbar derselbe zum weniger Guten führt.

Wie wir körperlich nicht zurückkehren können aus der Zeitepoche, wo die Jugend unter mancherlei Schmer-

zen und Beschwerden mit der Kindheit ringt, zu dem fröhlichen Wohlsein des Kindes, so können wir auch geistig nicht zurückkehren aus den Tagen des Zweifels zu der glücklichen Unwissheit und Begnügsamkeit des Kinderglaubens. — Aber der erste Zweifel, der im Kinderherzen aufsteigt, an der wirklichen Existenz des heiligen Christkindes — ist, wie bitter er auch sein mag, doch sein erster Schritt zur Erkenntniß der Wahrheit.

Der Weg zu dieser Erkenntniß ist oft schwer und schmerzlich, das Ziel jedoch kann nur ein Gutes und Schönes sein, ja selbst wenn es das nicht wäre, wir müßten den schmerzlichen und schweren Weg doch antreten und darauf fortwandeln, denn Stillstand ist unmöglich in der Geister- wie in der Körperwelt.

Es giebt und hat fast zu allen Zeiten Menschen gegeben, die den Stillstand zu einem Gesetze erheben wollten, vielleicht weil sie wähnten, die ganze volle Wahrheit erfaßt zu haben; — es waren Thoren, oft gutmüthige, liebreiche Thoren, die selbst von der Vollständigkeit der feststehenden Wahrheit, die sie lehrten, ganz erfüllt, den Weg darüber hinaus nicht sahen, oder ihn für einen Abgrund hielten, bisweilen auch wohl boshafte Thoren, wenn sie um ihres Vortheils, ihrer Würde willen, diesen Weg ihren Mitmenschen versperrten und

die flammenden Pforten der Hölle auf die Mauer malten, die sie selbst anferbauten. — Thoren waren sie immer, denn sie wollten das Unmögliche!

Das Streben des Menschengeschlechts auf Erden nach der Wahrheit ist, wie das Streben der Wasser nach dem Meere — unaufhaltsam. — Wohl ist es bisweilen und unter gewissen Verhältnissen möglich, einem Strom den Abfluß zu verdämmen, doch wird er, der sonst der Segen des Landes gewesen wäre, dadurch zu dessen Fluche; seine Wasser, durch Dämme und Mauern gehemmt, werden, eine Weile stehen bleibend, das Land in einen faulenden Sumpf verwandeln.

Wehe den Ländern, in welchen dem heiligen Streben nach Wahrheit Dämme und Mauern entgegengesetzt werden, die es wirklich zum Stillstand bringen, geistig versumpfend werden sie die Molche und Schlangen der Heuchelei, des Aberglaubens, der Unwissenheit und tausendfaches anderes geistiges Ungeziefer erzeugen.

Es ist natürlich, daß dem Menschengeiste jede neu gefundene Wahrheit als eine Vollendung, als ein Letztes, Höchstes erscheint. — Gewissermaßen ist sie dies auch für den Moment, für ihre Zeit — nicht für immer, denn die Wahrheit ist unendlich wie die Schöpfung.

Wohl ist der Menschengeist in den Besitz ewiger Wahrheiten gelangt, jener Wahrheiten, die als Natur=

oder Sittengesetze unserem endlichen Erkenntnißvermögen unwandelbar sind. Aber diese Wahrheiten sind nicht die Wahrheit.

Sie ist der Menschheit, was der Polarstern der Erde, der Punkt auf den die Achse alles menschlichen Strebens gerichtet ist. — Während die Erde dem Sterne niemals näher rückt, ist es doch allein die Richtung dahin, welche Frühling und Sommer, welche die Länge des Tages und der Nächte, welche alle Schönheiten des Erdballes, alle Wechsel auf ihm, bestimmt und ihn zu dem Sitze tausendfachen Glückes und Lebens macht.

So bleibt auch die Wahrheit das höchste Gut, dem menschlichen Geiste stets der ferne, leitende Lichtpunkt und die feste Richtung auf ihn, der Grund aller Erkenntniß, aller Tugend, alles Glückes, aller Weisheit.

Die Wahrheit suchen, nach ihr streben, ist der Menschenseele so gut Naturgesetz, als der Erde die Richtung ihrer Achse nach dem Polarstern und nur indem wir diesem Naturgesetze Folge leisten, können wir das uns auf Erden mögliche menschliche Glück, d. h. Seelenfrieden, Tugend, festen Muth, Wissenschaften und Kenntnisse, erreichen.

All diese Schätze sind eben nichts anderes als einzelne Strahlen des schönen Sterns der Wahrheit, und

das Sittengesetz, dem Christus, am Kreuze sterbend, so herrliches Leben gab, ist derselbe Lichtstrahl wie das Naturgesetz, das die Weisen unserer Zeit in den Erscheinungen der Körperwelt suchen und finden, — nur in anderen Farben gebrochen. Denn die Wahrheit ist in ihren Erscheinungen tausendfach, in sich ewig und einzig.

Der Schmetterling, der zum neuen schöneren Leben erwachend die Grabesdecke seiner Puppenhülle durchbricht, der Keim, der unter dem Einfluß der Wärme und Feuchtigkeit der frühlingsfrischen Erde sich zum neuen Halme oder Baume entwickelt, offenbart uns die Lehre von der Ewigkeit in steter Erneuerung alles Lebens, nur in anderer Gestalt, als die Verheißungsworte aller Religionslehren und Confessionen, und wie mein Gärtchen groß genug ist auf seinem beschränkten, ummauerten Raume den Einfluß der goldenen, fernen Sonne zu spüren und unter demselben eine Fülle des Lebens zu entwickeln, so ist jedes Menschenherz groß genug den heiligen Einfluß der Wahrheit zu spüren und in sich zur Entwickelung zu bringen.

Jedes Menschenherz, das im festen, sehnenden Aufblick zur Sonne der Wahrheit die Stürme des Lebens über sich dahin brausen fühlte, gleicht meinem stillen Gärtchen, und es erblühen in ihm die eigenen Gedanken,

tröstend, stützend, erquickend; auch Wahrheiten, erweckt durch das Licht der ewig reinen Wahrheit.

Wie in jedem Gärtchen verschiedene Blumen und Früchte gezeitigt werden, passend für die Lage und den Boden, oder besonders angenehm für den Geschmack des Besitzers, so erblühen und erwachsen auch im Herzen jedes denkenden Menschen andre Gedanken und Gefühle, alle erweckt von der fernen Sonne der Wahrheit. Die Betrachtung dieser verschiedenen Blüthen und Blumen ist nicht nur ein Vergnügen, sondern in vielen Fällen eine Belehrung für den Beobachter.

Es ist ja, gelobt sei Gott! die Zeit vorüber, in welcher Gleichförmigkeit der Gedanken über die Wahrheit verlangt und nicht blos zur Gewissenspflicht für jeden Einzelnen gemacht, sondern wo freies Denken von Fürsten und Staatenlenker als ein Verbrechen streng bestraft wurde, und die Großen dieser Welt sind so ziemlich alle auf dem Standpunkte, auf den unser Lessing seinen Saladin stellt, indem er ihn zu dem jungen Tempelherrn sagen läßt:

„— Ich habe nie verlangt
Daß allen Bäumen eine Rinde wachse —"

Die Bekenner aller Religionsformen wohnen friedlich neben einander in unserm Vaterlande, ohne sich zu hassen

und anzufeinden, vielleicht weil alle ohne Unterschied es erkannt haben, daß die Form der Religion, die Form, in der sich unser Streben nach Wahrheit, nach dem höchsten Gute ausspricht, nicht das Wesentliche desselben ist.

Jede Religion ist wie jede Wissenschaft, ein Streben nach Wahrheit, nach dem himmlischen Lichte, aber so wenig es uns je gelingen kann, den Sonnenschein für unser Gärtchen allein einzufangen und in demselben abzusperren, eben so wenig ist es jemals einer Religionspartei oder einer Wissenschaft gelungen die Wahrheit für sich und ihre Bekenner allein zu besitzen. Ihr goldener Schimmer überstrahlt sie alle, und die Mauern, die jeder Einzelne aufführt, können nur sie von de[illegible]en absperren.

„Gott ist die Wahrheit!“

Wir können ihn nicht fassen und erfassen. — Kann auch der Wassertropfen, in dem sich auf Erden der Sonnenstrahl in Brillantschimmer bricht, die Sonne erfassen? könnte dies selbst der unermeßliche Ocean, in dessen kleinster Welle, in dessen einzelnem Tropfen sich doch ihr Spiegelbild zeigt?

Jede Menschenseele ist ein solcher Tropfen und hat die Kraft den Sonnenstrahl der Wahrheit wiederzuspiegeln in seiner wunderbaren Schönheit.

Jede Menschenseele ist ein Blumengärtchen, in dem sich die Wirkung des göttlichen Lichtes zeigt, in den Blüthen und Früchten der Gedanken und Thaten.

Gott ist die Wahrheit!

Ewig eins; doch uns nur erkennbar wie das Licht, in seinen Ausstrahlungen, die millionenfach sind, wie die des Sonnenlichtes.

Wir, Geschöpfe des kleinen Erdballs, von ihm gefesselt, können dieselben nur beobachten auf dieser Erde, unserm Standpunkte.

Wohin wir aber blicken, jeder Punkt auf Erden und Himmel ist eine Ausstrahlung Gottes, ist, wie wir mit unsern menschlichen, kindlichen Worten zu sagen gelehrt wurden und gewöhnt sind — ein Werk des Herrn!

Der Geolog, der mit seinem Hammer die Geschiebe im Gestein zerklopft, das die feste Erdrinde bildet, beobachtet eben so gut eine Ausstrahlung Gottes als der Astronom, der, sein Fernrohr auf die fernsten Himmelskörper richtend, die Bahnen der Planeten berechnet und ungesehne Sterne aus ihren Wirkungen auf die sichtbaren erkennt. —

Und ich in meinem Gärtchen, die ich mich lächelnd freue über die duftigen Glöckchen meiner Hyazinthen,

und die Knospen belausche, die ihre grünen, braunen und röthlichen Hüllchen, wie erwachende fröhliche Kinder ihre Bettdecke abstreifen; auch ich erblicke den Herrn in seinen Werken, Ihn! der die Wahrheit ist, das Leben und die Liebe!

Das ist die Freude, die ich hier finde, der Trost, die Ermuthigung, das ists, was mir den kleinen, grünen, abgeschiedenen Fleck so lieb macht.

Die Natur ist nicht nur das Werk Gottes, nicht nur das Spiegelbild der ewigen Wahrheit, sie ist für mein Gefühl was etwa das Gewand ist, das eine theure Gestalt verhüllt und doch auch allein zeigt. Umgeben von Baumgrün und Himmelblau, fühle ich mich am Herzen Gottes, fühle ich mich von dem Lichte der Wahrheit heller angestrahlt als hinter den Mauern einer Kirche, in der eine Confession das, was sie von der Wahrheit erkannte, abzusperren strebt.

Nicht daß ich irgend eine Glaubensform verdamme — auch durch die herrlich gemalten Scheiben des gothischen Domes dringt das goldne Sonnenlicht und es gießt sein flüssiges Gold in die kleinen Fenster des Dorfkirchleins, aber mich beengen die Mauern, und die erhabenste Wölbung des prächtigsten Domes scheint mir als ein Menschenwerk, klein. Die blaue Himmelswölbung aber, die mich, das Kind der Erde, so sehr von allen

andern Sternen trennt, als wäre sie die krystallne Sphäre, für welche frühere Jahrhunderte sie hielten, durcheilt mein Gedanke mit raschem Flug und in seeliger Freude; ich fühle unter ihr nicht die Begrenzung durch Raum und Zeit, sondern das Entzücken, das jene Worte des frommen Dichters ausdrücken:

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen!
Aller Sonnenheere wandeln
Um eine große Sonne —
Vater unser, der Du bist im Himmel!
Auf allen diesen Welten,
Leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern,
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes,
Geheiligt werde Dein Name!

Wohl weiß ich, daß mein Bekenntniß, keiner Kirche, oder vielmehr keiner Confession anzugehören, mir vielleicht manches Herz entfremden wird — ich muß dies über mich ergehen lassen. Ich beneide nicht, und beklage nicht diejenigen, die ihr eignes Streben nach dem Lichte der Wahrheit dem Confessionellen unterordnen können; ich achte jedes Menschen aufrichtiges Streben nach dem

höchsten Gute und freue mich, daß Gottes Licht durch die Fenster aller Kirchen, Tempel und Moscheen strömend, auch diesen abgeschlossenen Räumen, Helle und Wärme giebt.

Ich aber, vielleicht ausgeschlossen von dem, was einige Bekenntnisse die Gnadenwahl nennen, kann nur suchend finden; ich verstehe nicht das Gegebene als etwas Vollendetes, ohne es zu betrachten und zu prüfen, aufzunehmen, und mein Herz ist so sehr ein Theil der Natur, daß es an dieser unzerreißbar hängend, in ihr, durch sie, mit ihr, alle seine Freuden, Belehrungen, all seine Befriedigungen finden muß.

Wohl habe ich, zu allen Zeiten meines Lebens mit heißem Drange nach Belehrung auch das heilige Buch durchforscht, aus dem Christen und Juden ihre Glaubenslehren nehmen. Ich habe darin die Bestätigung gefunden, daß jede Seele aus demselben nur herausliest, was für sie paßt. — Mich hat selbst die Bibel mit meinem Streben nach der Wahrheit, auf die Natur gewiesen.

„Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbart, denn Gott hat es ihnen offenbart, damit das Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen an seinen Werken, näm-

lich an der Schöpfung der Welt", sagt der Apostel; und an einer andern Stelle:

„Gott, der die Welt gemacht hat, und alles was darin ist, wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht".

Gern möchte ich diesem Spruch freilich noch ein einzig kleines Wörtchen zufügen, und sagen: wohnet nicht nur in Tempeln mit Händen gemacht, denn es würde mir wie eine Lieblosigkeit, ja wie eine unverantwortliche Anmaßung vorkommen, wollte ich ihn so deuten, als sei mein Weg durch die Natur zu Gott, der allein richtige. Die Ausstrahlungen der ewigen Wahrheit sind aus dem Innern der Tempel nicht ausgeschlossen, und die Wölbung des Domes, das Dach der niedrigsten kleinen Kirche kann die Seele eben so wohl durchdringen als das blaue, lichte Himmelszelt. — Ich verlange nichts, als für mich die Freiheit, die Wahrheit da zu suchen, wo ich sie am besten zu finden hoffe; eine Freiheit, die ich jedem meiner Mitgeschöpfe so gern gestatte, und ich wähne auch nicht etwa, daß ich von der Wahrheit auch nur im kleinsten Maaße mehr begriffen hätte, als meine andern suchenden Mitmenschen.

Sollte es nun nach diesem Bekenntnisse Jemand für eine Thorheit halten, daß ich, eine ungelehrte Frau, es wage, über das, was ich als Wahrheit erkannt, was

ich als Ausstrom und Wirkung des göttlichen Lichtes in mich aufgenommen, in diesen Blättern vor die Augen der Welt zu bringen, so kann ich nur das Eine darauf antworten:

Ich kenne sehr wohl alles Mißliche meines Unternehmens, ich weiß, daß diejenigen, welche die von der Religion angegebenen Formen festhaltend, die ganze volle Wahrheit in ihrem Alleinbesitze zu haben glauben, mich eine Abtrünnige, eine Ketzerin schelten werden.

Ich weiß ferner, daß gar viele andere, die das Weltganze für ein künstliches Räderwerk halten, und den Menschen für ein Produkt seiner Speisen und Getränke; über mich, als auf einem veralteten, längst überwundenen Standpunkte stehend, lächeln werden.

Aber ich habe trotz der Beschränkung meiner Verhältnisse, trotz der Beschränkung meiner Kenntnisse, hohen Genuß, unaussprechlichen Trost, festen Muth und Seelenheiterkeit in der Betrachtung der Natur gefunden, weil meiner Erkenntniß jede Blume, jeder Grashalm ein Ausstrom Gottes, ein lebendiger Zeuge seiner Größe und Liebe war, und ich glaube, daß in meinem eignen Geschlechte viele Herzen mir gleich fühlend, mit Freude und Interesse den Weg verfolgen dürften, auf dem ich dahin gelangte.

Glück finden und verbreiten ist aber die Aufgabe

jedes Menschenlebens, und wenn in diesen Blättern auch nur ein einziges Herz, einen Steg findet, der zu dem Glück führt, was ich am Abend meines Lebens im Umgang mit der Natur empfinde, so habe ich ein wenig von dieser Aufgabe gelöst.

Möge Gottes Macht und Güte mir zu dem Wollen auch das Vollbringen, d. h. Einsicht und Kenntniß geben — um die Wärme des Herzens darf ich Ihn nicht mehr bitten.

Erstes Capitel.

Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Martin Luther.

Ich glaube! Dieses Wort hat schon in den Jahren der Kindheit mich seltsam ängstigend berührt, wenn es auf das angewendet wurde, was man mich doch als heilige, nicht zu bezweifelnde Wahrheit lehren wollte. Man kann ja nur das Zweifelhafte glauben. — Ich glaube, daß es morgen regnen wird; ich glaube, daß drüben am Fenster die Blume eine Rose ist. — Ich weiß es aber ganz gewiß, daß mein Kleid blau ist, und eben so gewiß weiß ich auch, daß mein Vater mich liebt und mir nie wissentlich etwas Böses thun wird.

Soll ich aber an Gott glauben, so muß eine Möglichkeit des Zweifels auch in meiner Brust vorhanden sein und diese Möglichkeit ist schon der Zweifel. Die Möglichkeit eines Zweifels an Gott ist aber

das schlimmste aller Uebel des Erdendaseins, denn ohne Gott, ist diese Erde — furchtbar es nur zu denken — ein mit Gras und Kraut bewachsener Haufe von Verwesenden, das in ungeheuren Massen, millionenfach mehr als das Lebendige, eine innen noch glühende Schlacke überdeckt.

Ohne Gott, kein Gesetz der Ordnung, der bewußten Schönheit, keine wollende, vorsorgende Liebe in Natur und Menschengeschick — Zufall und Nothwendigkeit, dem denkenden, ordnenden, das Gesetz suchenden und achtenden Menschengeiste, dem liebenden Menschenherzen ganz widersprechende Begriffe, wären denn die Erzeuger der Natur, die Lenker der Weltordnung.

Zufall und Nothwendigkeit sind Begriffe, die sich gegenseitig aufheben.

Zufällig ist, was ohne alle zwingende, innere oder äußere Gesetze geschieht, nothwendig dagegen dasjenige, was durchaus geschehen muß, wozu ein unwiderstehlicher Zwang in der Sache selbst liegt.

Der Zufall schließt die Gesetzmäßigkeit gänzlich aus, die Nothwendigkeit macht sie unlösbar.

Wer aber nur ein Weilchen auf Erden mit offnen Augen um sich blickt, der findet, daß auch das kleinste Ereigniß in der Natur seinen Grund hat, daß es nach einem bestimmten, stets unter gleichen Verhältnissen

gleich wirkenden Gesetze geschieht, daß aber Fälle eintreten können, in denen diese Gesetze ihre Macht verlieren.

So wirkten der Zufall und Nothwendigkeit zusammen und brächten ein Resultat zu Wege, daß kein Verstand berechnen oder begreifen könnte, das auch niemals auf einen bestimmten Zweck hinzielte. Es könnte einen Zufall geben, der die Welt in Feuer aufgehen und eine Nothwendigkeit, die sie zu Eis erstarren ließe. Furchtbarer Gedanke!

Der im Innern lohende Beinhause, der für uns fühlende, denkende, liebende und ach, nach Glück so heiß durstende Wesen, die Welt ist, wird durch ihn zur Hölle, und die Gewißheit des Todes, als des nicht mehr Fühlens und Denkens, als des Endes aller Liebe und mit ihm aller Furcht, wäre die einzige Hoffnung des elenden Menschengeschlechts.

Aber die Welt ist so schön! Wohin das Auge des Menschen schaut auf ihrer lichten Runde, findet es etwas, das schon durch sein Aeußeres erfreuend auf das Herz wirkt. —

Der Himmel, ein weites Zelt von mildem Blau, wölbt sich über der Erdscheibe, in deren Mitte der Beobachter steht. Nachts schmücken das dunkler werdende Zelt viele strahlende Goldpünkte, in deren Mitte

der Nachen oder die Scheibe des Mondes dahin schifft.

Am Tage steht die Sonne darin, ein Brillantknauf und Gewölke zieht darüber hin, ein Silberschleier mit vergoldetem Saume, den der Abend in Purpur und Violett taucht.

Es hüllt sich von Zeit zu Zeit in den düstern Wolkenmantel, den die Blitze mit ihrem hellen Lichte durchzucken, und der Regenbogen spannt über das graue Wolkenmeer seine Brücke von schimmernden Perlen.

Und die Erde, die kleine grüne Scheibe, auf der des Menschen kurzes Dasein sich abspinnt, wie schön ist sie erst, angestrahlt vom Licht der Sonne oder bedeckt mit dem weichen, dunkelen Schleier der Nacht. Wald, Wiese, und Feld, Quelle, Fluß und Meer sind erfüllt, sind gleichsam durchtränkt mit Herz erfreuender Schönheit, und wohin auch der Mensch tritt, überall sieht er sein Ich als den Mittelpunkt der schönen Erdscheibe, die hinwieder selbst der Mittelpunkt alles dessen ist, was als Himmelsgewölbe sich seinem Auge darbietet.

Stolz sieht er sich den Herrn des Ganzen. Er, das bedürftigste Wesen auf Erden, das nackt zur Welt kommend, keine andere Waffe hat, als seine weiche Hand, keine andere Kleidung, als seine schutzlose Haut. — Der erste Tag im Dasein eines Kindes würde auch sein

letzter sein, wenn nicht vorsorgende Liebe, das ins Leben Tretende empfinge.

Mutterliebe! die Löwin und die Tigerkatze, das Schäfchen und der Vogel, zeigen sie in tausend unverkennbaren Aeußerungen ihren bedürftigen Kleinen. Sie ist kein Ergebniß der Ueberlegung, sie liegt in der Natur!

Schönheit und Liebe also sind! Niemand kann das bezweifeln. Sind sie Ergebniß des Zufalls, so kann nicht geläugnet werden, daß dieser Zufall ein günstiger war, denn er machte dem von tausendfachen Gefahren bedrohten denkenden Menschen, das so schreckenvolle Leben angenehm, und jedem hülfsbedürftigen Geschöpfe, besonders aber dem hülfsbedürftigsten von allen, den neugebornen Kinde, die Dauer des Daseins erst möglich.

Mit unzerreißbarer Kette an den Erdball oder vielmehr in die Tiefen des Luftmeeres gefesselt, vergißt der Mensch die Schrecken seines Kerkers über der Schönheit desselben. Von der Liebe empfangen und begleitet wird ihm die Befriedigung jedes seiner tausend und abertausend Bedürfnisse zum Genuß, der auf zweifache Weise noch gesteigert und vermehrt werden kann. Einmal nur längere Entbehrung und dem hungrigen Arbeiter schmeckt sein trockenes Brot, dem durstigen Wüstenwanderer das trübe Wasser, das der Magen seines geschlachteten Ka-

meeles enthält, erquicklicher, als die köstlichen Leckerbissen und Getränke, die einem zu Gebote stehen, der noch nicht Gelegenheit hatte, Hunger und Durst zu spüren. — So werden dem Armen, dem auf Entbehrung Gewiesenen, Genüsse zu Theil, deren Süßigkeiten dem unbekannt bleiben, der im Ueberfluß schwelgt.

Aber auch der, dem Noth und Entbehrung fern geblieben, kann den Genuß, den die einfache Befriedigung seiner Bedürfnisse gewährt, erhöhen. — Was wir Luxus nennen, ist ja eben nichts andres als der durch die Resultate menschlichen Nachdenkens vermehrte Genuß bei der Befriedigung unsrer Bedürfnisse. — Dasjenige, was dem Menschen Unglück scheint, seine Bedürftigkeit, wird ihm eine stets fließende Quelle von Genüssen.

Und nicht gegen den Menschen allein ist der Zufall gütig gewesen.

Alles, was neben dem Menschen auf Erden lebt, trägt in sich die Bedingungen zur Fortdauer, Genuß und Entwickelung.

Der Pflanzenkeim ist, wenn er sich in der Erde zu regen beginnt, vor Verletzungen geschützt durch die Samenlappen zwischen denen er liegt, aus diesen Samenlappen zieht er seine erste Nahrung, sie sind dem erwachenden Pflanzenleben was die Mutterbrust dem neugeborenen Säugling.

Eine ungeheure Kraft wohnt in dem zarten Wesen, das wir Keim nennen. — Der Keim einer Kartoffel kriecht Ellen weit am Fußboden eines dumpfigen Kellers hin und hebt sich endlich an der Wand bis zum Fenster, wo er das Licht findet, eine der unerläßlichen Bedingungen seiner Entwickelung. Der Keim einer Erbse hebt einen auf ihm liegenden schweren Stein so weit empor, daß er unter demselben durch ins Freie kriechen kann.

Der Keim einer Hyazinthe stößt mit seiner Spitze ein Loch in eine über ihm fest gefrorene Eisscheibe, und entwickelt sich, ihr gleichsam trotzend, an den ersten Strahlen der Märzsonne; bis diese kräftig genug worden, seinen Feind in Wassertropfen aufzulösen, die nun dem Keime zu Gute kommen.

Die Knospen der Waldbäume sind in unserm nordischen Vaterlande, wo zur Zeit ihres Aufbrechens noch so oft Kälte, Sturm und Schneegestöber ihnen schaden könnten, nicht nur eingehüllt in feste lederartige Hüllen; unter denselben sitzen noch, um die früh entwickelten Blüthen zu schützen, zierliche Pelzchen, weich und warm, und die wehenden Blüthenkätzchen sehen in ihrer vollen Entwickelung wie graue Chenille aus. Das weiche, seidige Pelzchen, unter einem festen Schüppchen stehend, bedeckt ganz warm die Staubfäden, damit kein plötzlicher Frost ihnen schaden könne.

Ist das auch Zufall?

Ueberall in der Natur finden wir das Zarte beschützt, das Schwache gepflegt, überall finden wir jedem einzelnen Leben die Möglichkeit der Existenz, der Entwickelung, des Genusses gesichert durch Vorkehrungen, so einfach, so zweckmäßig, so schön und genügend, daß wir das auf seinen Geist, seine Denkkraft, seine Vernunft, so stolze Menschengeschlecht uns erstaunt und erfreut beugen müssen vor dem Walten der Natur.

Zufall kann das nicht sein, denn, was wir Zufall nennen, wäre eben ein Wirken ohne Zweck, ohne Gesetz, und beides, die Zweckmäßigkeit und die Gesetzmäßigkeit aller Naturerscheinungen giebt sich dem schlichtesten menschlichen Verstande sehr bald kund.

Noch weniger aber sind die Naturerscheinungen das Ergebniß eiserner Nothwendigkeit.

Die Blätter eines Baumes, ja die Blätter einer Blüthe entfalten sich nicht alle gleich; der Sturm, der hier einen Baum entwurzelt, läßt einen andern derselben Gattung dicht neben ihm stehen; in diese Blüthe legt ein Insekt sein Ei und verwandelt dadurch die Frucht in etwas, das von jeder andern ihres Geschlechts ganz und gar verschieden ist.

Alle Gesetze der Natur haben, so viele ihrer der

Mensch auf Erden gefunden, einen Hauptzweck: Erhaltung des Ganzen.

Diese ist aber nur möglich durch die Erhaltung aller Theile, welche andrerseits nur möglich ist durch die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, diese aber ist Genuß, und je mehr Bedürfnisse ein Wesen hat, desto mehr Genüsse zu empfinden ist es daher befähigt.

Diejenigen Genüsse, zu welchen die Bedürfnisse unsres Geistes uns Menschen befähigen, nennen wir, um sie von denen, welche wir mit den geringeren Wesen der Erde theilen, zu unterscheiden: Freuden.

Das Schöne erkennen, das Gute ausüben, über das, was sich unsern Sinnen darstellt, nachdenken, und zu den Wirkungen die Ursachen finden, liebend das Gute, das wir selbst besitzen, auch andern mittheilen — das sind Freuden! — Wie das kleine Geschöpfchen, das das Meer leuchtend macht im Ocean, so schwimmt das menschliche Ich in der Natur, die ihm ein unergründliches, unerschöpfliches Meer von Freude ist; jeder Sinn, jeder Gedanke, jeder Herzschlag ist; kann wenigstens, Freude sein. — Die Naturgesetze bezwecken also: die Freude des denkenden Sohnes der Erde, des Menschen genußreiche Befriedigung der Bedürfnisse jedes Wesens und Erhaltung des Ganzen. — Können wir da einen Augenblick zweifeln, daß diese Naturgesetze gütig sind?

Durch tausend Wandelungen ist die Natur auf unserem Erdball erst das geworden, was sie gegenwärtig ist.

Aufbewahrt in der dünnen Kruste des Erdballes, so weit sie den Forschungen des menschlichen Geistes zugänglich ist, liegen noch Reste einer Pflanzen- und Thierwelt, welche zu einer Zeit existirte, von der keine Geschichte zu erzählen weiß, doch sie reden für sich selbst und bezeugen, daß die Schöpfung, wenigstens auf Erden, von Geringerem zu Höherem, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortgeschritten ist.

Die ungeheuern Massen urweltlicher Pflanzen, die das Menschengeschlecht unsrer Tage als Steinkohle aus der Erde gräbt, und auf deren Gebrauch der größte Theil unsrer Civilisation beruht, gehört Pflanzenordnungen an, die noch nicht den Schmuck der Blüthe besaßen.

Pflanzen, unsern Schachtelhalmen ähnlich, die sich in der feuchten, warmen Luft in Riesengröße entwickelten, liegen in den tiefsten Tiefen begraben, bedeckt mit Gestein, das den frühesten Zeiten der Erdentwickelung angehört. Andere, mit Früchten und einer Gestaltung, die an unsere Nadelhölzer erinnert, finden sich unter Gesteinlagen neueren Ursprungs. Jetzt schließen sich die Blumen und Früchte tragenden Urwälder der Tropenländer an das Obst und die Laubwälder der gemäßigten

Zone. Die Nadelwälder des kalten Nordens, die da, wo das ewige Eis der Pole allem Pflanzenleben ein Ende macht, als Knieholz auftreten, sind Zwerge von unsern Fichten; die Matrosen nennen sie scherzhaft: die kleinen Alten! und selbst auf dem Schnee entwickelt sich noch ein zartes, nur unter dem Mikroscop erkennbares Pflänzchen. Gemeinsam bildet dieses alles den grünenden blüthenreichen Mantel, der den Erdball prächtig schmückt und Millionen Geschöpfen Nahrung, Kleidung, Obdach und Freude giebt.

Der gleiche Fortschritt zeigt sich in der Entwickelung der Thierwelt auf Erden.

Von den Weichthieren an, die den Ocean belebten, als noch ein silberner Schleier über den Spitzen aller Berge lag, bis zu den gezähmten, dem Menschen treu anhängenden Hausthieren unsrer Tage sind wohl Millionen und wieder Millionen Jahre verflossen. Thiere, vor deren Bilde, das sich der Naturforscher genau aus dem Gerippe darstellen kann, welches der Schooß der Erde aufbewahrte; das Herz in Grauen erstarrt; geflügelte Eidechsen, ungeheure Amphibien, an deren langem Halse ein winzig kleiner Kopf hing, scheußlich und widerlich der menschlichen Natur; sind ausgestorben. Das riesige Mastodon, eingeschlossen in dem Eise Sibiriens, findet sich oft noch mit Haut, Fleisch und Zähnen, das Ueber-

bleibsel einer Vergangenheit, in der es dem Menschen auf Erden nicht hätte wohl sein können unter so schrecklichen Gefährten. Sie alle sind untergegangen, einer Thierwelt Platz machend, welche der Mensch, der schwache Mensch zum Theil als Freund und Gesellschafter lieb gewinnt, zum Theil als Diener benutzt, zum Theil als Feinde auszurotten strebt, die aber der Ausbreitung des Menschengeschlechtes, als des vollkommensten Geschöpfes der Erde, nirgends wesentlich hinderlich sein kann.

Fortschritt, Fortschritt vom Guten zum Bessern ist also auch ein Gesetz der Natur.

Liebe, Schönheit, Freude sind die leicht erkennbaren Bedingungen alles Lebens, Fortdauer und Fortschritt, Gesetze der Natur.

Das ganze Weltall ist belebt, durchgeistet von einem Etwas, das Schönheit, Freude, Liebe, Fortdauer und Fortschritt zu Naturgesetzen machte; und dies Etwas — wir nennen es: Gott! und machen uns davon eine Vorstellung, entsprechend dem Grade unsrer Erkenntniß.

Wir dürfen dabei niemals vergessen, daß alle Erkenntniß, deren der menschliche Geist fähig ist, auf das Engste und Festeste beschränkt ist, von den Grundbedingungen unsres Erdendaseins.

Wir sind durch unsere Natur gefesselt an einen sehr kleinen Stern, der in einem Winkel des Weltalls wie-

derum gefesselt ist an die Sonne, die für unsere Begriffe zwar ein großer Weltkörper, im Bereich der Schöpfung aber nur ein Pünktchen ist.

Von unseren Sinnen, den einzigen Eingangspforten der Erkenntniß für unser Ich, ist es nur allein das Auge! das uns vom Dasein anderer Weltkörper, als unseres unbedeutenden Wohnortes, Kunde giebt; und wie wir zur Bezeichnung der Raumgrößen im Weltall zwar Zahlen, aber für diese keine Vorstellungen haben, so haben wir für das Wesen des Weltgeistes zwar Worte, aber durchaus keine Vorstellung, die dasselbe unserem beschränkten, gefesselten Ich zur Anschauung bringen könnten.

Es ist dies natürlich und kann auch bei dem geringsten Nachdenken weder Schmerz noch Verwunderung erregen, sollte aber wohl den menschlichen Hochmuth, der sein denkendes Ich so gern auf den Thron der Schöpfung setzt, ein wenig bescheiden machen.

Was ist der gepriesene menschliche Geist, der zwar ferne Sterne wägt und mißt, aber sich nicht einmal eine ausreichende Vorstellung von einem der kleinsten Raummaaße, z. B. von einer Cubikmeile machen kann?

Wir wissen, wie viele Cubikmeilen unser Erdball, wir wissen, wie viele der Sonnenball, wie viele der Mond enthält, aber das Wissen besteht nur in Zahlen, nicht in Vorstellungen.

Wir wissen, daß Gott ist, wir wissen, daß Er das vollkommenste, das weiseste, das erhabenste Wesen ist. Vorstellungen können wir uns von Ihm nicht machen. — Jede Seele kann sich die Weltseele nur vorstellen als den höchsten Inbegriff aller höchsten Eigenschaften, die sie selbst besitzt und — wie klein wird da die höchste Vorstellung des höchsten Menschengeistes? „Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß", befiehlt daher auch Moses seinem Volke, und dieser Befehl hat auch für uns noch seine Gültigkeit, wenn wir nicht das höchste, was die menschliche Seele denken kann, zu einem kleinlichen Bilde entweihen wollen.

Die uns allein erkennbare Verkörperung Gottes ist: die Natur. Dem Geiste Gottes nachspüren in dem süßen, geheimnißvollen Walten derselben ist sicherlich eine der größten Glückseligkeiten des Menschen. — Gottes Liebe erkennen in dem Glück, das jedem Wesen der Schöpfung in der Natur zu Theil wird, die süßeste Befriedigung der nach Liebe so heiß verlangenden menschlichen Seele. Gottes Walten in der Natur, im eignen kleinen menschlichen Berufskreise nachahmen, durch vorsorgende Liebe, durch Ordnung, die die Grundlage aller Schönheit ist, durch Sparsamkeit, die das Kleinste benutzt und aus dem Verachteten das Nützlichste, das

Schönste hervorgehen läßt, das ist die Vollendung des menschlichen Ichs.

Ich glaube nicht an Gott, Dank sei Ihm! ich weiß von Ihm!

Wenig nur, sehr, o wie sehr wenig! aber das Wenige ist ausreichend, mein kleines Erdenleben mit Glückseligkeit zu erfüllen; ausreichend, allen Schmerz desselben zu verklären, zu einer oft noch unverstandenen, aber mir von Ihm zur Verständniß übergebenen Aufgabe meines Daseins; oder zurecht zu rücken zu der natürlichen, nach weisen Gesetzen unvermeidlich gewordenen Folge meines Thuns.

Dies wenige Wissen von Ihm funkelt mir Freude zu, in jedem Thautropfen, auf den ein Sonnenstrahl fällt. Vertrauen zu Ihm erwächst mir aus jedem Keime, der leise sich entwickelt. Dankbare Liebe für Ihn blüht mir auf in jeder Blume, die im Lenz ihren duftigen Busen entfaltet, duftet mir entgegen in jeder süßen Frucht, die am Baume lacht. Sturm und Gewitterwolke, Sonnenschein und Sterngefunkel sind mir die grüßenden Boten seiner Allmacht und Liebe, und jedes Wort, das ich selbst über Ihn, von Ihm ausspreche, ist wie der Gesang des Vogels der natürliche Ausdruck des Dankes, der gegen Ihn mein ganzes Menschenherz erfüllet.

Wohl sind diese Worte schwach, schwächer noch fast als mein geringes Wissen von Ihm.

Ach, indem ich sie niederschreibe, fühle ich ihre Unzulänglichkeit wie eine Fessel, die mich beengt wie ein Siegel, das meine Lippe verschließt. — Das Herz ist so voll, die Sprache so arm!

Gott!
Der Allumfasser!
Der Allerhalter!
Faßt und erhält er nicht auch mich! Dich!
sich selbst! — —
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst, nenns Herz!
Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen dafür,
Gefühl ist alles!
Name ist Schall und Hauch,
Umwölkend Himmelsglück.

Zweites Capitel.

Ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat, sammt allen Creaturen.

Martin Luther.

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Es ist wohl natürlich, daß jede Menschenseele in ihren heiligsten Stunden nachdenkt über das Wesen Gottes.

Der Anblick des gestirnten Himmels, der Anblick der blühenden Erde, der Anblick des wogenden Oceans, alles, was den Menschen umgiebt, muß ihn zu der Frage veranlassen: Woher stammt dies? wie ist es entstanden?

Jede solche Frage aber ist eine Frage nach Gott, denn es ist ja eben der unbekannte Urgrund alles Seiens, den wir Gott nennen.

Sicherlich sucht daher der emsige Naturforscher, der aus der Mächtigkeit der Steinkohlenlager das Alter unseres Erdballes berechnet, Gott eben so gut als der Fakir, der auf seiner Säule stehend, Jahre lang seine

Gedanken auf die Größe Bramas richtet, während die Vögel auf seinem Haupte nisten und Ameisen ihr Nest um seine Füße bauen. — Gott ist — mit menschlichen Worten gesprochen — der Geist, der das All belebt, wie Er der Urgrund seiner Entstehung ist. — Die Wege, auf welchen der Forscher und der Träumer Ihn suchen, sind verschieden; Er ist der Eine, welchen Namen unsere Sprache Ihm auch gebe.

Unsere Zeit unterscheidet sich von vergangenen Jahrhunderten besonders dadurch, daß die geistig größten Menschen vom Träumen über Gott ablassend, das Sichtbare, in dem Er sich uns zeigt, die Natur zum Gegenstande ihrer Forschungen wählen; und da in vergangenen Zeiten, wie heute noch in fernen Gegenden, viel Seltsames über Gott geträumt wurde und wird, da man in Seinem erhabenen Namen fast bei allen Völkern der Erde zu Zeiten Grausamkeiten beging, so haben viele jener Forscher den Namen, das Wort „Gott“, verbannt und setzen an dessen Stelle das Wort „Natur“, wie man ja auch gewöhnlich nicht sagt: die Seele meines Vaters, oder meines Freundes, sondern mein Freund, mein Vater. Es versteht sich von selbst, daß man da nicht etwa die Kleider oder den Körper der genannten Person, sondern ihr Ich, ihre ganze Wesenheit meint, von der wir freilich nur Kleidung und Körper sehen und

fühlen können. — Wie aber etwa die Bewegungen einer geliebten Person, wie ihre Worte, uns ihr Denken und Wollen, ihr geistiges Sein zeigen, so zeigt uns die Natur das Sein Gottes in ihren Wandelungen und Wechsel. Die unzähligen Naturerscheinungen sind für uns Menschen die erkennbaren Manifestationen der Gottesgedanken, des Gotteswillens.

Es giebt keinen Gottesläugner und kann keinen geben, denn auch der ärgste Materialist kann es nicht bestreiten, daß Mutterliebe von Natur im Herzen jeder Mutter liegt und daß die Natur selbst vorsorglich jedes ihrer Geschöpfe behütet, daß es lebend und sich freuend ein Glied bilde in der Kette von Schönheit, welche wir die Welt nennen. Giebt er aber dies zu, so erkennt er auch die Existenz Gottes, er könnte nur um den Namen streiten oder einzelne Eigenschaften des Höchsten nicht zu erkennen behaupten, die ich oder ein anderer zu erkennen meint.

Es ist für den Menschengeist auch nicht annähernd möglich, sich den Gedanken „Gott!“ vorzustellen. Was wir von Gott erkennen, ist nur das Spiegelbild, das wir von Ihm in unsrer eignen Seele tragen, was wir über Ihn aussprechen, sind menschliche Worte, mit denen wir menschliche Begriffe an das höchste Wesen knüpfen. Eines nur ist uns vergönnt und dies Eine ist das höchste Gut des Menschen: wir können Gott lieben!

Dies höchste Gut ist von unserer Erkenntniß Gottes, d. h. von dem Grade unserer geistigen Bildung ganz unabhängig.

Unsere Erkenntniß von Gott ist nämlich ganz und gar Eins mit dem Grade unserer Bildung, denn was wir von der Natur, was wir vom Menschenherzen und den Schicksalen der Welt und des Menschengeschlechtes wissen, ist alles, was wir von Gott wissen; wir sehen Ihn nur in Seinen Werken, erkennen Seinen Willen nur in den Geschicken der Welt.

Das Dasein des Weltganzen ist Eins mit dem Dasein Gottes und das Forschen der Gelehrten unserer Zeit, wann? wie? warum? unser Erdball, dies Licht funkelnde Tröpfchen im Ocean des Lebendigen, entstand, ist nichts anderes als die Frage wann? wie? warum? schuf Gott die Erde?

Gott schuf die Erde! es ist dies ein menschlicher Ausdruck für etwas, das kein menschlicher Geist fassen kann, und das Wort Luthers: Ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat, sammt allen Creaturen, ist eine einfache menschliche Andeutung dessen, was nur Gott weiß:

Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat sammt allen Creaturen, heißt für mein Herz: Ich glaube, daß mein Dasein hervorgegangen aus der Natur und be-

stimmt ist, in ihr und durch sie Freude und Glück, gerade in dem Maaße zu empfinden, als es für diese empfänglich und ihrer bedürftig ist; daß aber auch alles, was ich um mich und neben mir erblicke, denselben Ursprung, dieselbe Berechtigung hat. — Alle Creatur ist von Gott geschaffen, das kleinste Würmchen, die geringste Blüthe hat die Berechtigung, ihr Dasein zu genießen, in soweit sie von der Natur in ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten die Mittel dazu empfing.

Der Mensch, so viel wir wissen, das bedürftigste und befähigste Wesen der Erde, ist daher nicht nur das höchste derselben und zum meisten Glücke berechtigte, sondern er ist, weil er allein den Begriff „Glück!" denken und sich ihn vorstellen kann, gewissermaßen der Vermittler zwischen Gott und seinen Mitgeschöpfen, er soll das Glück aller befördern und verbreiten helfen.

Das ist der große Vorzug des Menschen vor allen Wesen, die mit ihm den Erdball beleben. — Er weiß, daß alle glücklich sein sollen, er weiß auch, daß vollkommenes Glück aller, die Vollkommenheit des kleinen Theiles des Weltganzen auf dem er lebt, des Erdballes bilden würde. Nach dieser Vollkommenheit hin zu streben ist ihm Bedürfniß, jeder Schritt derselben entgegen daher ein Genuß, ein Glück für ihn. Die Gewißheit aber, daß nicht sein Glück und Genuß allein, sondern

das vollkommene Glück aller Creaturen, die Vollkommenheit erst ermöglichen, erstreben könne, bewirkt bei ihm das, was wir mit dem Worte „Tugend" bezeichnen, das freiwillige Aufgeben des eigenen Genusses und Glückes um dadurch den Fortschritt, die Vervollkommnung des Ganzen oder doch eines Theiles davon zu befördern.

Denn wer sich von Gott erschaffen glaubt sammt allen Creaturen, der weiß, daß nicht der eigene Genuß eines Momentes, sondern das Glück und die Vervollkommnung des Ganzen, Zweck alles Lebens ist.

Warum aber trat das Ganze nicht schon vollkommen ins Leben?

Weil Leben eben nichts anderes ist, als Fortschritt, Entwickelung, und weil das Vollkommene nicht mehr fortschreiten, nicht mehr sich entwickeln kann.

Die Schöpfung Gottes ist im steten Wandel, in einer steten Entwickelung begriffen, und wenn Moses in der Geschichte derselben uns erzählt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war wüste und leer und es war finster in der Tiefe und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser, so heißt das wohl nichts anderes, als: Nach Gottes Willen war die Erde unvollkommener als jetzt, aber die Kräfte zu ihrer Entwickelung lagen in ihr.

Am Anfang. — Die Gelehrten unserer Tage forschen gar eifrig, wann dieser Anfang gewesen sei. — Die Bibel spricht von fast 6000 Jahren des Erdenalters; eine lange Zeit für uns Menschen, denen ein 60stel davon schon ein ungeheuer hohes Alter ist.

Mehr als 100,000 Jahre gehörten aber dazu, Steinkohlenlager zu bilden, wie sie sich im Innern von Nordamerika vorfinden. Millionen Jahre gehörten zur Abkühlung der Erdrinde und andere Millionen zur Bildung unserer Atmosphäre, die das Licht nicht mehr in heißen Wasserdünsten aufsaugt, sondern ihm gestattet, seinen belebenden Einfluß auf die feste Erdrinde auszuüben. — Gott sprach: Es werde Licht! da ward aus Abend und Morgen der erste Tag!

Das sind die Tage Gottes! Millionen und wieder Millionen unserer Erdenjahre und auch das ist nur wieder eine menschliche schwache Vorstellung. Zeit und Raum sind die engen Fesseln, durch welche uns Menschen jeder Gedanke an Gott gehemmt und beschränkt wird — Millionen Erdenjahre sind dem Geist des Weltalls weniger als der Moment eines Athemzuges dem Menschen. Dieser ist für uns doch immer ein Theil des uns zugemessenen Ganzen, jene sind auch das nicht einmal, denn die Zeit existirt nur für das Endliche.

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Dies ist

ein einfaches aber wunderbar bezeichnendes Wort. Es ist nicht gesagt, daß der Anfang der gleiche Moment für Alles gewesen. Nur träumend kann der Mensch es wagen, sich von dem Anfang eine Vorstellung zu machen, aber es ist sicherlich ein hoher Genuß, eine unaussprechliche Menschenfreunde, dem Anfang des Erdendaseins, mit menschlichen Augen auf der Erde nachzuspüren.

Ein Gefühl des Grausens, mit Entzücken gemischt, überrieselt das menschliche Herz bei dem Gedanken an jene Urzeiten, in deren Tiefen keine menschliche Erinnerung reicht.

War unser schöner, blühender, grünender Erdball, vielleicht einst ein Körper den Kometen ähnlich, eine Masse glühender Gase, den ungeheuern Raum des Weltalls durchschiffend, mit der Schnelle des Gedankens?

Die gelehrten Forscher glauben es behaupten und es aus der Gestaltung der Erdoberfläche erweisen zu können, daß durch allmähliges Erkalten sich die äußeren gasförmigen Flüssigkeiten in tropfbare umbildeten. In diesem ungeheuern, über Flammen wogenden, kochenden Meere, verkühlten allmählig in einer gewissen Tiefe die geschmolzenen Massen zu festem Gestein, an das sich durch Niederschlag anderes fügte, bis die steinigen Gipfel aus den wogenden Fluthen als Inseln hervorragten.

Wohl kann der Menschengeist träumend dem Gange dieser Entwickelung folgen und er findet die Bestätigung desselben zu seiner Freude in der Lagerung des Gesteins, in der Gestaltung von Berg und Thal, in so mancher Naturerscheinung, die sich noch heutzutage in ähnlicher Weise vor seinen Augen wiederholt. — Wie viel Zeit dazu gehörte, d. h. wie viel Mal der sich entwickelnde Erdball seinen Tanz um die Sonne vollenden mußte, bis die Strahlen derselben durch eine luftförmige Athmosphäre ihren Weg zu einem festgewordenen Punkte des Erdballes finden konnten, wer kann das berechnen? wer kann auch nur wissen, wie lange ein Umlauf der Erde um die Sonne damals währte. — Zeit und Raum werden hier plötzlich zu einem und demselben Begriff. Denn ein Tag ist uns Erdenbewohnern ein einmaliges Drehen des Erdballs um seine Achse; wie aber nun, wenn auf dem Erdball damals, als er noch ein Ball von Stoffen war, die sich im dehnbar flüssigen Zustande befanden, jeder Punkt seiner Oberfläche sich nur mit der jetzigen Geschwindigkeit bewegt hätte? Heute ist der Umfang des Erdballes um den Aequator etwa 5400 Meilen, damals mochte der furchtbar ausgedehnte Ball den tausenfachen Umfang haben. Es hätten dann nicht 24 Stunden, sondern tausendmal so viel von dem, was wir Menschen Zeit

nennen, dazu gehört, bis der Erdball sich einmal um seine Achse geschwungen. Eben so ist es mit dem Jahre der Erde. War die Erdbahn damals größer, den Kometenbahnen ähnlich sich weit hinaus in den Weltenraum streckend, so war bei gleicher Geschwindigkeit der Bewegung auch das Erdenjahr länger und zwar genau in gleichem Verhältniß zur größeren Länge der Bahn. — Zeit- und Raummaaße sind daher nur anwendbar für einen Weltkörper, weil sie eins und dasselbe sind mit den speciellen Verhältnissen desselben zum Weltganzen. Das Jahr des Saturn währt 80 unserer Erdenjahre, sein Tag kaum ein Drittel des unserigen.

Es kann uns dies wenigstens eine Ahnung geben, daß Zeit und Raum für ein Wesen an keinen einzelnen Weltkörper gefesselt überhaupt nicht existiren, daß also das Wort Moses, Gott habe die Erde in 7 Tagen geschaffen, nichts anderes ist und sein kann, als eine Bezeichnung des unzweifelhaften Umstandes, daß die Erde nicht gleich in ihrer jetzigen Gestalt existirte, sondern verschiedene Phasen ihrer Entwickelung durchmachen mußte, bis der Mensch auf ihr die Bedingungen zu seinem Leben fand.

Es ist ein Streit unter den Gelehrten unserer Zeit, ob alle auf Erden lebenden Völker jetzt so verschieden an Aussehen und an Ausbildung, wie es die Bibel er-

zählt, von einem Menschenpaare abstammen; oder ob verschiedene Urmenschen die Stammeltern der verschiedenen Völker gewesen sind. — Daß solche Streitfragen dem menschlichen Geiste Gelegenheit zu schönen Forschungen, zu ernstem Nachdenken geben, ist kein Zweifel. Gott legte den Trieb nach Wahrheit in unsere Brust und auf dem Wege sich die Antwort einer anscheinend müßigen Frage zu suchen, findet die Seele des tüchtigen Forschers tausend Schätze der Wahrheit, nach denen sie nicht ausging, die aber nicht nur dem Einzelnen, sondern dem ganzen Menschengeschlechte zu Gute kommen. Es mag in einer Beziehung ziemlich gleichgültig sein, ob alle Menschen von einem Paare abstammen oder nicht. Die Völker auf Erden sind in ihrem Bildungsgrade so verschieden, als die Individuen, immer aber wird es Pflicht der Gebildeten bleiben, das Möglichste zu thun, um Bildung zum allgemeinen Eigenthum der Menschheit zu machen, immer wird es Pflicht des Gebildeten bleiben, den Ungebildeten zu schützen, seine Rechte auch da zu ehren, wo er selbst sie nicht vertheidigen kann, denn nur aus der Vervollkommnung des Ganzen erwächst mit Naturnothwendigkeit das vollkommenere Glück des Einzelnen und der augenblickliche Vortheil, den die Einzelnen aus der geringeren Bildung ihrer Nebenmenschen ziehen, kann und soll von der Vernunft nicht in Be-

tracht gezogen werden, wo es sich um den letzten höchsten Zweck alles Lebens handelt.

Aber die Bibel, für die Glaubenspartheien der Christen, Juden und Mohamedaner, ein heiliges Buch, erzählt, daß die Menschheit von einem Menschenpaare stamme und Moses, der Erzähler der eben so schönen als der Natur angepaßten Schöpfungsgeschichte, sagt seinem Volke, daß er mit Gott unmittelbar gesprochen, der ihm seine Befehle aus einem brennenden Busche entgegen gedonnert. Log Moses wissentlich? lügt die Bibel? das sind Fragen gar ernst und heilig, und ich weiß, daß so manches fromme gläubige Herz mit Abscheu auf mich blicken würde, wollte ich das Eine oder Andere behaupten.

Ferne sei dies auch von mir! gerade in meiner Seele, die tief und innig durchdrungen ist von Liebe zu Gott, steht die Ueberzeugung unerschütterlich fest, daß es Gottes Macht ist, die sich offenbart in den großen, tugendhaften, auf das Weltganze einwirkenden Handlungen einzelner Menschen, und daß Moses ein solcher war, muß jedem einleuchten, der die Bibel liest.

Erzogen von einer Königstochter, hochgebildet und in alle Weisheit seiner Zeit eingeweiht, hatte sein großes Herz sich die Liebe zu seinem Volke bewahrt, von dem er nichts hatte als eben nur die Abstammung. — Es

war ein Volk von Sklaven, dem er durch die Bande des Blutes angehörte, ein Volk, von dem die älteste Geschichte wenig mehr mittheilt, als daß sich in demselben die furchtbarste Krankheit des Orients, der Aussatz, befand und forterbte.

Dies Volk aus seiner Erniedrigung, aus seiner Sklaverei zu befreien, ward ihm zur Lebensaufgabe, und wahrlich, es ist Gottes unmittelbarste Einwirkung, die den Klugen, den Weisen, den Vornehmen zum Freunde, zum Schützer, zum Retter der durch Sklaverei verthierten Mitmenschen macht.

Nicht im Königsschlosse empfing er die Gottesbotschaft; so lange er dort lebte, war wohl sein Herz voll von mitleidiger Liebe für sein gemißhandeltes Volk, aber diese Liebe äußerte sich nicht in der Weise die Gott befiehlt, sondern in einer Handlung heftigen Zornes, in einer Uebereilung die den Seinen nicht half, ihm aber Gefahr brachte.

Erst als Moses nach dem Tode des Egypters, den er erschlug, weil er einem Juden Unrecht that, den Verrath seiner eignen Brüder fürchtend, ins Gebirge, in den heiligen Schooß der Natur, flüchten mußte — erst da erschien ihm Gott — wem, der Augen zum Sehen, Ohren zum Hören hat, erschiene Er, der ewig Eine dort nicht!

Aus dem flammenden Busche drang der Befehl Gottes, sein Volk aus der Knechtschaft zu retten, in das Herz Moses!

Ein Busch, prangend in purpurrother Blüthe, angestrahlt von der Sonne des Orients, könnte wohl so ein flammender Busch gewesen sein, der fortbrannte ohne zu verbrennen. Schon aus manchem blühenden Baume drang der Befehl Gottes, das Rechte zu thun, in das Herz eines denkenden, fühlenden Menschen, nur war der Pflichtenkreis, den andere über sich nahmen und treu erfüllten, ihren Kräften angemessen, nicht so groß als der, den Moses erfüllte.

Nur die Pflicht, die wir als solche zu erkennen fähig sind, ist für uns eine Pflicht, jede Erkenntniß daher, die unseren Gesichtskreis im Gebiete der Wahrheit vergrößert, ist auch ein an uns von Gott ergehender Befehl zur Erfüllung größerer, schwererer Pflichten. Daher wohl das schöne trostreiche Wort des Erlösers: Selig sind die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. — In Erfüllung leichter Pflichten, ohne das Bedürfniß, das was ihnen als Wahrheit überliefert wird, zu prüfen und zu sichten, gehen sie friedlichen Herzens ihren engbegrenzten Weg. Sie kennen nicht die Schranken, die sie einengen und haben daher auch kein Bedürfniß, das über dieselben hinausginge.

Nicht so Moses! nicht so jeder, der zum Lehrer, zum Vorbilde seiner Zeit von Gott durch seine Fähigkeiten bestimmt wurde. — Die bedeutensten Denker aller Zeiten und Länder von den verschiedensten Geistesrichtungen, stimmen doch darin überein, daß das Loos solcher zu Vorbildern bestimmten Menschen, eben so schwer als groß ist.

An seinen eigenen Kräften und Fähigkeiten zweifelnd, fürchtete Moses den Beruf, zu dem ihn Gottes Stimme doch so mächtig trieb, und erst nach langen Kämpfen that er die ersten Schritte zu demselben, indem er sich an Pharao, den König von Egypten, wendete.

Jeder Mensch sollte eigentlich mit der Bibel, besonders aber auch mit dem 1. Buch Moses, soweit es von diesem außerordentlichen Manne handelt, genau bekannt sein. Seine Kämpfe mit sich selbst, sein treues Halten an dem, was er als seine Pflicht erkannte, und sehr richtig und wahr seinem Volke gegenüber den Befehl Gottes nannte; sein Zorn und Kummer über dies Volk, das so tief erniedrigt war durch lange Sklaverei, so gar nicht befähigt, Freiheit und Gesetz zu empfangen, alles dies ist von tiefstem Interesse auch noch für unsere Tage, und die Wahrheit, die reine strahlende Wahrheit liegt in dieser Erzählung, wie der schimmernde Edelstein in seiner silbernen Fassung. Denn eine Fassung

muß der Brillant der Wahrheit haben. — Was im Herzen sich regt, was in großen Thaten sich ausspricht, die Offenbarung des göttlichen Willens durch menschliche Handlungen, kann nur in menschlichen Worten ausgesprochen werden. Diese Worte aber müssen der Geisteskraft der Hörer angemessen sein, weil sie sonst so gut wie gar nicht gesprochen wären. An diese Wahrheit muß jeder sich halten, der auf einer höheren Stufe geistiger Ausbildung stehend, als das Zeitalter, in dem Moses oder die Evangelisten lebten, die Bibel liest. Alle Gebildeten unserer Tage stehen kraft des naturgemäßen Fortschritts des Menschenglechtes aber auf einer solchen, sie dürfen daher nicht nur, sondern sie sollen dasjenige was in den Erzählungen der Bibel dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften nicht entspricht, als jenen Tagen nothwendige und angemessene Fassung der heiligen Wahrheiten, welche die Bibel enthält, erkennen.

Die Bibel ist für uns und alle Zeiten ein Lehrbuch der Moral, und ich glaube nicht, daß ein höheres Moralgesetz jemals wird gefunden werden, als das: Darum sollt Ihr vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist; und das: Du sollst Gott über alle Dinge lieben und Deinen Nächsten als Dich selbst.

Hiervon kein Titelchen ab noch zu; das sind Wahr-

heiten, die ewig bleiben, sie sind, wie die Naturgesetze, für alle Zeiten gültig.

Wenn aber die Bibel erzählt von Wundern, d. h. von Aufhebung dessen, was unsere Zeit als Naturgesetz erkannt hat, so spricht sie der Fassungskraft ihrer Zeit angemessen.

Diejenigen Wunder der Bibel, welche wirkliche Aufhebung der Naturgesetze nothwendig machten, sind wahrscheinlich Zusätze von Erzählern, die nicht selbst anwesend; die Vorgänge, die sie beschrieben, nach eignem Ermessen verstärkten oder nach Hörensagen falsch berichteten. Andererseits aber erschien jenen Zeiten vieles unmöglich, was jetzt, durch Benutzung neuerkannter Naturgesetze, die aber damals wie jetzt wirkten, eine Kleinigkeit ist.

Dampfwagen, electrische Telegraphen, die lieblichen Ergebnisse der Daguerreotypie und alle ihr verwandten Künste, waren noch in meiner Kindheit unbekannt, würden heute noch in mancher Gegend des Erdballs Wunder sein müssen, da man die wirkenden Naturkräfte den Bewohnern derselben nicht erklären könnte.

Die Wunder, die Moses that, gehören vielleicht beiden Arten an, denn er, der Schüler der ägyptischen Priesterkaste, benutzte zu seinen Zwecken gewiß viele Naturkräfte, die seinem auf tiefster Stufe der Ausbildung stehenden Volke ganz fremd waren.

Das höchste Wunder, was Moses that, das Wunder neben dem alle anderen, die die Bibel von ihm berichtet, in nichts verschwinden, ist: daß er seine göttliche Sendung vollendete und ein Volk von Sklaven frei und — der Freiheit würdig machte. Wenn er zur Erreichung dieses großen Zweckes sich aller Mittel seiner geistigen Ueberlegenheit bediente, so handelte er der Klugheit angemessen, welche auch eine der Gaben war, die er von Gott empfangen.

Die Bibel für uns Christen eben so wohl ein heiliges Buch als für das Volk Moses, lügt nicht, aber sie erzählt die Begebenheiten dem Standpunkte der Zeit angemessen, in welchem sie niedergeschrieben wurden.

Moses, der Befreier seines Volkes aus der Sklaverei, machte es diesem Volke auch möglich, sich in Freiheit zu einer höheren Vollendung zu entwickeln, indem er ihm Gesetze gab, die noch heutzutage als die Grundprincipien zu aller menschlichen Veredlung betrachtet werden können: die heiligen zehn Gebote.

Er gab sie im Namen Gottes und die ersten derselben beziehen sich allein auf Gott!

Er, Moses, der Mann Gottes, der den Herrn im brennenden Busch sah und auf Sinai seine Stimme hörte, Er, der aus der Natur seine Kenntniß von Gott schöpfte und in ihr und seiner Manneskraft die Mittel

fand, das Höchste zu leisten, was ein Mensch leisten kann, indem er ein ganzes Volk aus erniedrigender Knechtschaft befreite und es durch Gesetze zur Freiheit, Humanität und echter Frömmigkeit leitete; er hatte sicherlich eine hohe Anschauung von Gott. Was er seinem Volke von Gott sagte, war aber nur das, was dieses Volk verstehen konnte.

Er gab in Gott dem Volke, das er befreite, einen Herrn und Heerführer! den höchsten aller Herren, den mächtigsten aller Heerführer. Der Gott, der in der Wolke bei Tage und in der Flamme bei Nacht den Israeliten durch die Wüste voran zog, war nicht nur mächtiger als alle Könige der Erde, er war auch mächtiger als die thönernen, ehernen und silbernen Götzen aller der Völker, von welchen Moses sein Volk nicht fern halten konnte.

Wohl wußte der erhabene Mann, daß es dem schwachen, kindischen Geiste seines Volkes nicht möglich sei, sich eine reine würdige Vorstellung von Gott zu machen, darum auch sein so ernstlicher Befehl: Du sollst Dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß.

Das Bild, die Vorstellung, die sich jede einzelne Menschenseele von Gott macht, ist ja und kann nichts anderes sein, als ein Bild der eignen Vorzüge zur

höchsten Potenz gesteigert. — Göthe läßt seinen Erdgeist schon zu dem zitternden Faust sagen: „**Du gleichst dem Geist den Du begreifst**" —, und ohne Furcht uns an der Größe des höchsten Wesens zu versündigen können wir das Wort hier auch umkehren: Die Menschenseele begreift den Gott nur dem sie gleicht.

Darum wird jedes Mutterherz in Gott die ewige Liebe, es wird jede denkende Seele aus der Schönheit der Schöpfung, die Weisheit des Schöpfers erkennen, darum wird der kalte Klügling in der Unvollkommenheit eines Blattes, das eine Raupe zerstörte, den Zweifel an eine waltende Vorsicht finden, während der Leichtsinnige an allem ohne Nachdenken vorüber geht und der Träge sich gern mit dem begnügt, was ihm von anderen als Wahrheit über Gott berichtet wird. Es wird der Stolze und Anmaßende seine Ansicht von Gott als die einzig wahre anerkannt wissen wollen, und sehr leicht wähnen, Gott zu ehren, indem er dieselbe seinen Mitmenschen aufzuzwingen sucht. Es wird der feige Nichtswürdige, der aller menschlichen Bitte unzugänglich ist, vor dem Rachegericht Gottes zittern, und hinter den dunkeln Pforten des Grabes die Flammen der Hölle erblickend, Gott zu bestechen suchen durch Opfer, Gaben und ungefühlte, unverstandene Gebete.

Und nur der Gute, der, welcher trotz seiner mensch-

lichen Schwäche, den nie nachlassenden Wunsch gut zu werden und Gutes zu thun in seiner warmen Brust bewahrte, wird die Güte Gottes überall in der Schöpfung bethätigt finden. — Ein Herz, das bittern Haß auch nur gegen einen Nebenmenschen empfindet, wird und kann die volle frohe Ueberzeugung der allumfassenden Liebe Gottes nie besitzen, während die liebende Menschenseele mit unwandelbarem Vertrauen in Gott ruhend, selbst Leid und Schmerz in Demuth ohne Zagen und Zweifel überwindet.

Denn wir begreifen nur den Gott, dem wir gleichen, und das Bild, das wir uns von dem höchsten Wesen machen können, ist nur eine Verklärung unseres eigenen Ichs.

Drittes Capitel.

Gott! ein Gott! ach irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, such ich seine Spur —
Suche Hoffnung, erst und Ruh und falle
Weinend in die Arme der Natur.

Tiedge.

Aber ist denn Gott nur ein Scheinbild, das jeder sich selbst nach seinem Bedürfniß schafft — der Schatten gleichsam, den unser eigenes Ich riesenhaft vergrößert auf das All wirft?

Möge die ewige Güte mich bewahren, durch mein Wort diesen trostlosen Gedanken auch nur in einer Menschenbrust zu erwecken!

In der Natur liegt die Gewißheit von Gott, aber in der größeren oder geringeren Kraft und Reinheit unseres eigenen Ichs das Maaß dessen, was wir von Gott zu erkennen fähig sind. — Was Gott ist? — wie soll der Mensch, der Bewohner des kleinen Erdensterns,

das wissen? wie könnte er es mit schwachen menschlichen Worten ausdrücken?

Wir, so geneigt unser eigenes Ich für den Mittelpunkt des Weltalls zu halten, weil unsere Sinne so eingerichtet sind, daß wir unsere Person als solchen sehen, sind doch allmählig zu einer richtigen Erkenntniß der Stellung gelangt, die unser Erdenstern im Weltall einnimmt. Es ist dies wahrlich ein großer Beweis von der Fähigkeit die Wahrheit zu erkennen, welche die Menschheit besitzt.

Trotz aller Sinnentäuschung, die für den klein fühlenden Menschen etwas so verführerisches, so schmeichelhaftes hat, sind wir zu der Erkenntniß gelangt, daß unser Ich nicht der Mittelpunkt der Erdscheibe, unser Erdball nicht der Mittelpunkt der himmlischen Sphären, unsere Sonne nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist.

Das Weltall einst für die Menschenseele so knospenhaft klein, das es Platz hatte im Spiegel des Auges, hat sich jetzt so riesenhaft entfaltet, daß der erhabenste Menschengeist, die Flügel seiner Adlergedanken demüthig senkend, bekennen mußte:

„Kühne Seglerin Phantasie
Wirf ein muthlos Anker hin“

Es ist ein Etwas in jeder Menschenbrust, das die

Wahrheit in ihrer ganzen Erhabenheit zu ahnen fähig ist, ein Etwas, das ihr in warmer Freude entgegenschlägt. Aber es ist nicht die Phantasie, die, wie unser Schiller so wahr bemerkt, schon vor der Raumgröße der Materie muthlos wird.

Der Mensch, dessen Phantasie sich keine Vorstellung von der Größe einer Kubikmeile machen kann, berechnet und mißt doch die Abstände der Fixsterne — nach Siriusweiten, und sieht mit dem Emailstern seines Auges in den Tiefen der Milchstraße Weltsysteme, größer als das unsere, mit seinen unzähligen Sonnen als Nebelpünktchen.

Wäre es dem Auge möglich, in den Tiefen des Himmels statt jener lichten goldenen Punkte, die rollenden Weltenbälle in ihren riesigen Dimensionen zu sehen, das Herz müßte zerbrechen, das kleine Ich zergehen vor dem Ungeheuern, dem Fürchterlichen des Anblickes. Aber milde als Sternenschimmer grüßen die fernen Sonnen den Erdenpilger in stiller Nacht.

Die göttliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie als Schönheit vor uns da.

Gott! die Seele des Weltganzen, Er, von dem der Psalmist singt, daß die Himmel sein Kleid sind, kann

so wenig in seiner Größe von unserm Ich erfaßt, als Seine Werke von unserm Auge erblickt werden. Aber Seine Erhabenheit, Seine Unermeßlichkeit faltet sich zusammen für unser Menschenherz, und wie das Sternengewölbe jeden Weltkörper im All als einen Mittelpunkt umgiebt und eine Wölbung von Licht und Schönheit um denselben bildend, auf jedem einzelnen Leben, Pracht, Freude, Nachdenken in millionenfacher Weise erweckt, so umgiebt das Wesen Gottes nicht nur jeden Weltkörper, sondern jedes Menschenherz mit Licht und Glanz, mit der Fülle aller Seiner Schönheit und Größe, und jedes Menschenauge ist ein Brennpunkt, in dem die Strahlen des göttlichen Seins zusammenfallend eine neue Flamme des Lebens, der Freude, der Erkenntniß erwecken.

Das ist nicht Selbstüberhebung, nicht Stolz, aber es ist höchstes menschliches Glück, es ist Gottes Liebe und sie wirket wie ihr sichtbares Abbild, das Licht, alles umstrahlend, erhellend, belebend, ohne sie, wie ohne dies, ihr äußeres Bild kein Leben, keine Schönheit, kein Glück.

Je klarer das Menschenauge ist, je offner dem goldenen Lichte, je geübter in die himmlischen Fernen zu schauen, je mehr wird es die Strahlen der Gottesliebe selbst Einzeln erkennen; aber sie fallen auch in den

Augenstern des Blinden, und in ihm nur liegt die Finsterniß, von der er erfüllet ist.

Gott ist die Liebe! dies Eine kann die kleine Menschenseele schon auf ihrem Wohnort der kleinen Erde erkennen, fast ohne Lehre aus der Schönheit der Natur. Dies Eine aber reicht auch aus, das Menschendasein mit Glück und Freudigkeit zu erfüllen. Glücklich sein durch die Liebe Gottes und in derselben ist die Aufgabe des Menschenlebens auf Erden.

Gott ist die Liebe! — wäre dies anders, wäre die Weltseele nur die beharrende Kraft, die das Weltganze zum Fortschritt entwickelt, so gäbe es in der Brust des Menschen, des kleinen, an den kleinen Erdenstern gefesselten Geschöpfes, an der Liebe eine mächtige, diese Entwickelung fördernde Kraft, die von Gott nicht ausginge, die Gott nicht besäße. Aber so wie die materiellen Kräfte, die das Weltall beleben, so sind auch die geistigen Kräfte Ausströmungen der höchsten Kraft, die sich in ihrer höchsten Reinheit in Gott vereint.

Unser menschlicher Geist, beschränkt und gefesselt durch Zeit und Raum, kann freilich die Aeußerungen der Liebe Gottes nicht immer gleich ganz verstehen, aber es ist die Aufgabe seines Erdenlebens sie verstehen zu lernen, denn erst mit diesem Verständniß erschließt sich ihm die Pforte des Glaubens.

Das Nachdenken über Gott, das Streben Ihn und Seinen Willen, Seine Größe und Güte, Seine Macht und Weisheit zu erkennen, ist daher der Menschenseele natürlich. Zu allen Zeiten, bei allen Völkern, in allen Weltgegenden hat sich die Menschheit auch mit der Existenz Gottes, mit der Erforschung Seines Willens mit der Auslegung dessen, was Einzelne als solchen verkündigten, beschäftigt, und diese Beschäftigung ist das eigentliche, untrügliche Kennzeichen der Menschenwürde.

Nur der Mensch, das einzige Geschöpf auf dem Erdenstern, das mit hochgetragener Stirn den Blick des Auges in die fernen Tiefen der lichtvollen Schöpfung senken kann, bringt die Gottesahnung als das schönste Zeichen seiner eigenen Erhabenheit zur Welt.

Nur der Mensch, das bedürftigste aller irdischen Wesen, hat, obgleich nackt und waffenlos auf diese Erde gestellt, in sich die Möglichkeit gefunden, den Unwandelbaren zu suchen und die Spuren seines Daseins im Wandelbaren zu finden. — Tief liegt in der Menschenseele das Verlangen, Ihn, der die Wahrheit ist, das ewige Licht, das leuchtet und leuchten wird, ob auch das Licht von Millionen Sonnen verlösche, zu suchen; ja es ist das Werthmaaß, daß jeder Einzelne von uns in die Tiefe der eigenen Brust senken kann, einzig und allein die Macht und Größe, dieses Verlangens.

Schöne Erde! glänzender Tropfen im Ocean des Weltalls, fest hältst du alles, was zu dir gehört, und mit Mutterarmen ziehst du auch dein vollkommenstes Kind, den Menschen, an dich, ihm auf deinem blühenden Schooße alle Genüsse bietend, die seine Sinne verlangen. — Aber der Lichtstrahl, er, der dich selbst bräutlich schmückt, berührt auch das Auge deines Lieblings und schlägt ihm eine goldene Brücke von Stern zu Stern, so daß er an den fernsten Punkten des Weltalls sich die Befriedigung seines höchsten Sehnens suchen kann, des einzigen, für das deine weite Runde ihm zu enge ist, denn das Ewige, das Wahre, das Wandellose, nach dem das menschliche Herz verlangt, liegt zwar auch auf deinen blühenden Auen, es wohnet auch in den Zweigen deiner Fruchtbäume, schimmert auch aus dem Silber deiner Ströme und glänzt von dem Eise deiner Gletscher, aber im Suchen nach ihm, sollte die Fessel, die den Menschen fest hält an deiner Brust, gelöst sein, und das Weltall ihm seine ganze Unendlichkeit öffnen.

Es ist wunderbar, daß die Kenntniß von der Raumgröße der Schöpfung, wie fast alle Kenntniß der Natur, dem Menschengeschlechte als gefunden, fast könnte man sagen geschenkte Wahrheit, auf einem Irrwege zu Theil geworden ist.

Sich selbst als den Mittelpunkt des Weltalls und die kleinen Geschicke der Menschheit als das Ergebniß, als den einzigen Zweck der ganzen Schöpfung betrachtend, knüpften die Denker früherer Zeit die irdischen Schicksale jedes Menschen an die Himmelskörper, deren Bewegung unter den übrigen ihrem Auge erkennbar war. Es waren deren nur wenige und sie waren unter dem Namen der Wandelsterne schon in den ältesten Zeiten von allen anderen unterschieden worden.

Venus, Mars, Jupiter, Saturn und der Mond, die dem bloßen Auge sichtbar zwischen den anderen leuchtenden Punkten am Himmel gleichsam herumschiffen, wurden für den Dienst menschlicher Wünsche in Pflicht genommen. Ihre, für unseren irdischen Standpunkt so unregelmäßigen Bewegungen, sollten das Gedeihen menschlicher Bestrebungen hindern oder fördern. Der Moment ihres Auf- und Unterganges, so wie der in welchem jeder dieser Sterne seinen höchsten Standpunkt in den 24 Stunden des Tages erreichte, galten für einflußreich auf den Beginn und die Vollendung menschlicher Unternehmungen, und es gab eine sehr geachtete Wissenschaft, die Astrologie, welche sich damit beschäftigte, die Schicksale jedes Menschen aus der Stellung der Sterne im Augenblicke seiner Geburt vorher zu verkünden, den richtigen Moment zum Anfang jedes größeren Werkes

auf eben dieser Grundlage zu bestimmen und jedem Einzelnen vorher zu sagen, welche Geschäfte, Vergnügungen und Berufsarten ihm als einem, unter dem Einfluß dieses oder jenes Himmelskörpers Stehenden, gedeihlich oder schädlich sein könnten.

Um sein eignes kleines Glück zu suchen, durchforschte das Menschenauge die Tiefen der Himmel. Das Gedeihen seiner Eintagsunternehmungen zu fördern, beobachtete er den Lauf der stillen Sterne.

Und sie gewannen für ihn eine Sprache, die glänzenden Zeugen der ewigen Macht und Güte. — Ihr mildes Licht weckte die Ahnung des Höchsten in der Brust des Erdenbürgers und langsam und allmächtig entschleierte sich für ihn das verhüllte Isisbild der Schöpfung. — Langsam und allmählig!

Nikolaus Copernikus erkannte in der Sonne den Mittelpunkt, um welchen sich die Wandelsterne, als um ihren Lichtquell, bewegten, unter ihnen die Erde, mit ihrem Begleiter, dem Monde. — Mit eisernem Fleiße beobachtete Tycho de Brahe 20 Jahr lang die Laufbahn des Planeten Mars und aus diesen Beobachtungen erkannte sein Nachfolger Johannes Kepler, daß die Bahnen der Planeten nicht Kreise, sondern Elipsen sind. Galilei Galileo fand vermittelst des Fernrohres, daß nicht die Erde allein auf ihrer Bahn um die Sonne

von einem Monde begleitet sei, und daß Jupiter nicht nur einen, sondern vier solcher Gefährten habe.

Gassendi, Herrschel, Bode, Bessel, Argelander, Arago, Humboldt und noch viele andere große, tief denkende, genau beobachtende Männer, fanden mit Hülfe der vielfach verbesserten Sehrohre, bisher unbekannte Wandelsterne, die sich wie unsre Erde um die Sonne bewegen. Die Gesetze welche den Lauf derselben in einfacher Weise regeln, hatte schon Johannes Kepler aufgefunden.

Unsere Sonne mit allen ihren Begleitern, — es sind deren bis jetzt über 60 bekannt, bei denen die Kometen, die wahrscheinlich in noch weit größerer Zahl unsre Sonne umkreisen, nicht mitzählen, — haben wir als einen der goldglänzenden Punkte am Himmelsgewölbe, als einen Fixstern erkannt. Die Milchstraße ist für unser bewaffnetes Auge zu einem Meer von Sternen auseinander gelegt, und dieses ganze Sternensystem dann für unser Erkenntnißvermögen zu einem Pünktchen, zu einem Nebelfleckchen in einem Winkel des unendlichen Alls zusammengesunken; zu einem Nichts, das mit all seinen Sonnen, Erden und Monden, mit allem Leben das sie enthalten, mit all den denkenden Seelen, die von ihren millionenfach verschiedenen Weltkörpern zu Gott aufschauen und seine Erhabenheit mit ahnungs-

vollem Staunen empfinden, ins Nichts versinken könnte, ohne daß das All der Schöpfung eine wesentliche Veränderung erlitte.

Ein Nebelfleck weniger in jenen unendlichen Tiefen der Himmelsräume!

Erden und Monde stürzen berstend in einander, verloschen ist das süße Licht der Sonne, die goldnen Sterne irren regellos durch den ewig düstern Raum, bis sie zersplitternd aneinander schlagen in ungeheuerm Stoß, der alles Leben auf ihnen vergehen läßt. — Weltuntergang! ein verzischendes Tröpfchen am Ufer des Oceans der Schöpfung! Wir stehen schaudernd vor diesem Phantasiebilde, aber wir fürchten seine Verwirklichung nicht, der Geist der Liebe und der Ordnung, der die ganze Schöpfung belebt, hält jeden Stern in seiner Bahn und läßt die ungeheuern Weltkörper nur aufeinander wirken nach ewigen Gesetzen, indem sie einander im Lichtstrahl Wärme und Helle und die Ahnung ihrer gegenseitigen verschiedenartigen Schönheit zusenden, indem sie einander durch das Maaß ihrer Kräfte in ihren Bahnen und Stellungen und so jedem der Millionen verschiedenen Geschöpfe auf seinem Sternfunken die Bedingungen zu Leben und Glück, erhalten.

Jedes Naturgesetz ist ein anbetenswürdiges Wunder der Allmacht und Liebe Gottes, denn jedes bezweckt nicht

nur die Erhaltung und Fortbildung des großen Ganzen, sondern wirkt mit, auf das Glück und Behagen des geringsten Geschöpfes und auf die Veredelung, die vergrößerte Ausbildung des geistigen Theiles der Schöpfung.

Freilich können wir in der letzteren Beziehung nur von den Bewohnern des kleinen Erdensterns, von uns Menschen sprechen. Wer vermögte, außer im Traum der Phantasie, eine Aussage über die geistigen Kräfte und Fähigkeiten der Wesen zu wagen, die auf anderen Sternen Gott danken und ihn ehren, oder den Raum erfüllen, der zwischen den schiffenden Weltkörpern als uferloses Meer existirt. Für uns Menschen aber ist das Aufsuchen der Naturgesetze, das Auffinden derselben in ihrer Einfachheit und ungeheuern Wirkung eine wesentliche Uebung aller unsrer geistigen Kräfte. Das Nachdenken über alles, was uns nach Gottes Willen umgiebt, ist eine sich stets wiederholende Lösung sinnvoller Räthsel, die allmählige Enthüllung eines Zauberspiegels, in dessen glänzenden Tiefen wir mehr und mehr das Eine finden, das wir Glück nennen und das nichts andres ist als Befriedigung unsrer tiefen Sehnsucht nach Gott! Wahrheit! Weisheit! Liebe! Friede! Freude! alles, alles was das menschliche Herz verlangt, selbst die geringeren Grade des Glückes, zu denen die minder gereiften Menschenherzen als zu den höchsten Gütern auf-

schauen. Macht, Ruhm und Reichthum, sie liegen verborgen in den Falten des Schleiers, der uns Erdenbewohnern den Ewigen zugleich verhüllt und zeigt und den wir Natur nennen.

Die neueste Zeit hat uns vielfach bewiesen, daß auch diese letzte, paradox klingende Behauptung vollständig wahr ist. Ich darf mich hier dreist auf die Erfahrung jedes Einzelnen berufen. Was sind die Erfindungen, die das Angesicht der Erde seit 50 Jahren verändert haben, Gasbeleuchtung, Dampfmaschinen, elektrische Telegraphen, Daguerreotypie, Photographie ꝛc. anderes, als Benutzungen aufgefundener Naturkräfte und wohl gaben sie den Glücklichen, denen diese Benutzung gelang, Macht, Ruhm und Reichthum, mehr als sie erwartet oder sich zu hoffen getraut hätten.

Aber diese Gaben und Güter sind nichts, sind wenigstens nichts wesentliches für das eigentliche Ich, derer, die sie empfingen. Sie sind im besten Fall glänzende Kleider, die man am Tage trägt, beim Schlafengehen ablegen muß. — Jede Kenntniß aber ist auch eine Vergrößerung oder besser gesagt eine Erhellung des Ichs. Sie ist eine Politur, die der Spiegel unsrer Seele erhält, und die denselben mehr und mehr befähigt, das Bild des Allerhöchsten in sich aufzunehmen. Jede Kenntniß ist eine Kraft, die den Besitzer befähigt, das

Angesicht der Erde zu verschönern, den Zustand seiner Mitgeschöpfe zu verbessern und Gutes in erhöhtem Maaße zu wirken. Wer aber Gutes wirkt, der setzt sich in Einklang mit dem Willen Gottes, der trägt bei zur Verschönerung des Weltganzen, der nähert sich und alles was ihn umgiebt, der Vervollkommnung, die der letzte und höchste Zweck der Schöpfung ist.

Nur indem wir unser eignes Ich veredeln durch das Einsammeln von Kenntnissen und das liebevolle Anwenden derselben zum Besten unsrer Mitgeschöpfe, befähigen wir uns selbst, mehr und mehr Gott zu begreifen, denn wir begreifen nur den Geist, dem wir gleichen.

Darum auch kann nur das liebevolle Menschenherz die Liebe Gottes begreifen und erfassen, ist sie aber erfaßt und begriffen, so ist sie auch die Erfüllung aller menschlichen Sehnsucht. — Nichts Todtes mehr in der Natur für die Seele die die Liebe Gottes erfüllt, nichts Schreckliches mehr für sie in den Geschicken der Menschheit. Die Erde und alle Sterne des Weltalls, schweben in ihr von einer Stufe der Vervollkommnung zur andern und Schmerz und Leid sind nur die nothwendigen Grundlagen zur Entwickelung, zur Veredelung des Ichs, das auch durch sie befähigt wird, mehr und mehr von Gott in sich aufzunehmen.

Es giebt keine Erscheinung im ganzen Bereich der geschaffenen Natur, in welcher das Herz, das von der Liebe Gottes erfüllt ist, sie nicht auch finden könnte, und wo sich im Menschenleben jene Finsternisse zeigen, die unser von Thränen geblendetes Auge nicht durchdringen kann, da strahlt jeder goldene Stern am Himmel uns die Gewißheit entgegen, daß die kleine Erde nur ein Durchgangspunkt unsres Daseins ist, eine dunkle Vorhalle zu dem großen Tempel der Erkenntniß, in welchen jede Seele einzutreten und das ewige Licht zu schauen bestimmt ist.

Nicht daß die Menschenseelen, welche erfüllt sind von der Liebe Gottes, von den Schmerzen und Leiden der Erde nicht getroffen würden. Der Fromme steht wie der Zweifler unter den allgemeinen Gesetzen der Natur und diese schöne gesegnete Erde ist ein vervollkommnungsfähiger, d. h. ein unvollkommener Stern. Die eigne Unvollkommenheit und die derer, die wir lieben, das Naturgesetz, welches den Tod jedes Einzelnen zu einer Gewißheit macht und dem Nachweinenden alles Weh der Trennung auferlegt, bereiten auch der frömmsten Seele Schmerzen, heiße Schmerzen, die sie tief empfindet.

Aber das Herz, das erfüllt ist von der Liebe Gottes, kann durch die Schmerzen des Lebens nicht verbittert

werden. Sie sind nur äußerlich, den inneren Frieden, die Freude an Gott, welche eins ist, mit der Freude an der Natur können sie nicht verlöschen und können eben so wenig die Menschenliebe ertödten, die der natürliche Ausfluß der Gottesliebe ist. Wer die Ueberzeugung in sich trägt, daß Gott die Liebe ist, der findet in der Natur auch Trost für jeden Schmerz, den die Natur ihm auferlegt.

Am Grabe der theuern Mutter, des geliebten Gatten, des holden Kindes, fühlt das fromme Herz nicht jenes bittere, stechende, vergiftete Weh, das denjenigen mit Nothwendigkeit erfüllen muß, der in seinem Leid und Kummer nur einen Zufall sieht, der ihn betroffen, einen Hohn des Geschickes, das mit eisernen Händen um sich greifend, das selbstgeschaffene, mühsam erworbene Glück zerstört. — Der Tod ist ein Naturgesetz, die Zeit seines Eintritts eine durch die Kraft und die Lebensweise des Sterbenden genau bestimmte. Freilich reißt fast jeder Todesfall eine schmerzliche Lücke in den Familienkreis, aber Gottes Güte, die dies zum Gesetze machte, gab wohl gerade hierin auch den Nachlebenden eine neue Gelegenheit, sich gegenseitig mit verdoppelter Liebe zu umfassen. — Die Mutter schied von der Seite des Gatten aus dem Kreise ihrer Kinder; sie trug die Lasten des Lebens lange und treu, an ihre Stelle soll jetzt nach dem Willen Gottes die Tochter treten — dem

Vater eine treue Gefährtin und Freundin, den Geschwistern eine zweite Mutter sein und in unermüdlicher Ausübung heiliger Pflichten ihr eignes Ich veredeln, läutern, verklären.

Fast jeder Todesfall ist eine solche Aufforderung an die Nachbleibenden, ihre Kräfte mehr anzustrengen zum Besten der Ihrigen und nebenbei noch eine ernste Mahnung an jeden Einzelnen derselben, den Quell der Liebe rein und ungetrübt, durch Selbstsucht, Eigensinn oder Hochmuth denen entgegenfließen zu lassen, die noch lebend an seiner Seite weilen. — Erst wenn der Tod uns ein geliebtes Herz raubt, fühlen wir ganz voll und deutlich die Größe der Liebe, die wir für dasselbe gehabt und der blasse Mund jeder Leiche flüstert uns vernehmlich ins Herz; sei gütig gegen die, welche dir noch blieben, laß sie den Schatz der Liebe, den du ihnen ja doch bewahrst, durch jedes deiner Worte, jede deiner Handlungen erkennen, damit sie sich desselben freuen, so lange sie leben.

Daß wir an jedem Sarge eine Aufforderung zur Bethätigung unsrer Liebe, gegen die Lebenden eine Mahnung zu Sanftmuth und Milde gegen sie, zu nicht blos treuer, sondern auch freundlicher und fröhlicher Erfüllung jeder Pflicht, die wir ihnen schulden, finden; das ist die Wirkung der Liebe Gottes, die überall Leben erweckt aus

dem Tode, das ist der sichere unumstößliche Beweis, daß der Tod, wie jede andre Nothwendigkeit, kein Uebel ist.

Aber auch die Leiden, welche uns von Menschen auferlegt werden, können das Herz nicht verbittern, das erfüllt ist von der Liebe Gottes.

Wer mit Achtsamkeit, mit Treue und ohne Vorurtheil, d. h. mit der festen Ueberzeugung, daß Gott die Liebe ist und daß daher Veredelung des Weltganzen durch Veredelung jedes einzelnen Theiles der Zweck der Schöpfung sein müsse, die Leiden und Schmerzen prüft, die er selbst empfunden, ohne daß sie ihm von der Natur auferlegt wurden, der wird mit großer Wahrscheinlichkeit finden, daß seine eigenen Fehler und Unvollkommenheiten wenigstens eben so oft der Grund derselben waren, als die seiner Mitmenschen.

Bei vielen tausend unglücklichen Ehen z. B. kann sicherlich kein Theil mit voller Wahrheit sagen: ich trage nicht die geringste Schuld von dem, was ich leide, sondern jeder wird sich eingestehen müssen: hier und dort und wieder da, habe ich gefehlt. Ich ließ mich schnell verbittern durch kleines Unrecht, was mir geschah, ich vergalt höhnend Böses mit Bösem, ich erfüllte die mir zustehenden Pflichten nicht mit ganzer voller Seele, weil sie mir hier zu kleinlich, dort zu mühsam erschienen, weil ich hier etwas vergaß, indem andere Dinge mich leb-

haft beschäftigten, dort etwas versäumte, weil Trägheit mich überwältigte.

Wer aber sich eingestehen muß, daß ein Theil seines Leids natürliche Folge seines eignen Thuns ist, der kann vernünftiger Weise weder an der Liebe Gottes zweifeln, noch sich erbittert fühlen über seine ebenfalls fehlenden Mitmenschen.

Wenn die Veredelung des Weltganzen durch Veredelung jedes Theils desselben der liebevolle Zweck der Schöpfung ist, so muß es auch Mittel geben, welche die denkenden und fühlenden Creaturen daran erinnern, daß sie ihn fördern helfen.

Gott gab der Menschheit das Moralgesetz. Die heiligen zehn Gebote sind sein kräftiger, mit den festesten Wurzeln im Herzen ruhender Stamm, das Wort des Erlösers: Darum sollt Ihr vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist, seine höchste, für uns Menschen erkennbare Blüthe.

Das Moralgesetz, das wir nicht blos als ein von Außen uns gegebenes überkamen, sondern das seine Bestättigung in jeder Menschenbrust findet, ist der uns deutlich vorgezeichnete feste Weg zu unserer Veredelung; alles Erdenglück wächst als Blüthe oder Frucht an diesem sicheren Wege und jeder von uns, der ihn in Treue

wandelt, wird sein Theilchen dieser Blüthen und Früchte pflücken können.

Wer aber die Gebote Gottes verletzt, öffnet mit eigner Hand eine Schleuße; der eiskalte Strom des Elends überrieselt seinen Weg, netzt seinen zitternden Fuß und kann ihn in seinen Strudel versenken. Am Wege zum höchsten Gute, an diesem Wege, der, wenn er auch zu Zeiten rauh und dornig, jedoch auch von den Blüthen des Erdenglückes so schön geschmückt wurde, stehen diese Schleußen als Zeichen, daß Gott uns alle auf ihm erhalten will. Es ist eben so sehr Liebe als Gerechtigkeit Gottes, die das Leid zur natürlichen Folge des Unrechts machte; denn der Weg der Pflicht ist unabänderlich auch der einzige Weg des Glückes und nur wer ihn freiwillig, muthig und ohne Vorwitz wandelt, kann die Freudenblumen brechen, die ihn umblühen und wird seine eigne Kraft übend und vervollkommnend zur Vervollkommnung des Weltganzen beitragen.

Sollte es aber auf Erden einen Menschen geben, der sich selbst mit Wahrheit, ohne Verblendung durch Eitelkeit und Eigenliebe sagen könnte, das alles Leid, das ihn betroffen, Werk der Natur und Feindes Bosheit sei, daß niemals eigne Schuld und Vernachlässigung den Grund zu seinem Kummer legte — den wird — sollte es wirklich außer dem milden Erlöser noch einen

solchen Menschen geben, sein Leid sicherlich, ja ganz unzweifelhaft, wie den Erlöser das seinige; zur Vervollkommnung emportragen.

Wer nicht schilt wenn er gescholten wird, wer stets vergiebt und Böses liebreich mit Gutem vergilt, wer das Heil seiner Mitmenschen und ihre Veredelung jeder Zeit freudig seinem eignen Glück und Wohlbefinden vorzieht, wer im Schmerze des peinvollsten, ihm von der Dummheit und Bosheit auferlegten Todes betet: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun — der hat die höchste Stufe irdischer Vollendung, trotz der Unvollkommenheit des Erdensterns, auf dem er lebt, errungen, dem wurden die Leiden der Erde zu Stufen, die ihn empor tragen zu jener Region des Friedens, in welcher der Tod nichts andres ist als volle Vereinigung mit Gott. — Der hat die Erde überwunden und ihre Leiden liegen, die abgestreiften Leintücher, die der Erlöser im Grabe ließ, hinter ihm.

Gott ist die Liebe! Denn die Leiden, die die Natur uns auferlegte, befestigen und veredeln die Liebesfähigkeit unsrer Herzen, die, welche wir durch eigne Schuld hervorriefen, sind seine Boten, uns zum Guten zurückzuführen. Die aber, welche fremde Bosheit uns auferlegte, können und sollen die Stufen zu unsrer höchsten Veredelung sein.

Viertes Capitel.

Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig

Göthe.

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen führt es zum Leben zurück und lehret ihm handeln,
Diesem stärkt es zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.

Göthe.

Das Menschenleben auf Erden ist nicht wie ein einzeln abgesponnener Faden, den jedes Auge mit Leichtigkeit übersehen, dessen Rauhheiten jede Hand entfernen kann. Es ist im Gegentheil, ein zusammengesetztes Gewebe, vielfach und dicht sind die Verschlingungen desselben und das Auge des Beobachters irrt auf demselben, wie auf einem Labyrinthe umher.

In der Natur lassen sich auch die zusammengesetz-

testen Erscheinungen auf wundervoll einfache Gesetze zurückführen, im Menschenleben treten so viele verschiedenartige Interessen in Wirksamkeit, schlingen sich so viele Fäden durcheinander, daß es fast unmöglich erscheint das seltsame Gewirre, als etwas regelmäßiges, von Ordnung und Gesetzmäßigkeit Geleitetes, anzuerkennen.

Wir haben uns gewöhnt, das wenige, was wir vom Menschenleben aus alter und neuer Zeit wissen: Weltgeschichte! zu nennen.

Thoren die wir sind, die Geschichte der Menschheit, von der wir auch nur sehr wenig kennen, ist ein sehr kleines, unbedeutendes Stückchen, von der Geschichte unseres Erdballs, und die Geschichte dieses unseres Wohnortes, wenn ein Geist, höherer Art als der menschliche sie schriebe, von dem Momente an, da der dunstförmige, kometenartige Erdkörper sich um seine Axe zu drehen begann, bis zu dem heutigen Tage; was wäre sie gegen die Geschichte des Weltalls, die klar und deutlich durch alle Ewigkeiten hin, vor Gottes Auge liegt.

Auch jene fernen Sonnen, selbstleuchtende Sterne, von dem für uns Menschen sichtbaren Theile des Weltalls, den wir das Himmelsgewölbe nennen, sind der Veränderung unterworfen, sind endliche Theile des unendlichen Ganzen, das ja in ewigem Fortschreiten, also in ewiger Veränderung begriffen ist, und vielleicht haben

menschliche Augen schon den Weltuntergang eines fernen Sternes gesehen. — Kepler und Galilei beobachteten mit andren ihrer Zeitgenossen, zu Anfange des 17. Jahrhunderts, das allmählige Hellerwerden eines kleinen Sterns, im Sternbilde der Kassiopeia. — Sein Licht wuchs drei Jahre lang, bis es fast das glanzvollste am Himmelsraum war — und dann schwand es und erlosch ganz. War dort eine Welt, der unsern vielleicht in manchen Beziehungen ähnlich und verwandt, in Feuer aufgegangen und zu einer finstern Schlacke ausgebrannt, Millionen lebenden Wesen in ihrem Untergange den Tod gebend?

Schaudernd und von unverständiger Furcht gepeinigt steht des menschliche Herz vor diesen Gedanken.

Mag nun auch der Schauder natürlich sein, fühlen wir ihn doch beim Zischen des Blitzes, beim Rollen des Donners, beim Heulen des Windes und dem Aufbrausen der Welle. Haben ihn doch die stärksten Menschengeister empfunden beim Anblick der Flammen, die aus dem Innern des Erdensterns emporlodernd, als riesige Fackeln den Vulkanen entstiegen. Der Mensch, das schwache Kind der Erde, fühlt in diesem Schauder seine Schwäche, neben der Riesenkraft der Natur. Ein Blitzstrahl, eine Welle, die aus einer Erdspalte hervordrin-

genden Gase, können ihn tödten, und den schönen Menschenleib in kürzester Zeit in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen. — Schauder vor dem Tode ist allem Leben beigegeben, als Schutz- und Erhaltungsmittel. Furcht aber vor ihm? — Der Tod ist eine Naturnothwendigkeit, der wir nicht entgehen können. Es ist uns nichts sichrer als der Tod, wie ruhig auch unser Erdenstern seine Bahn wandeln möge unter seinen Brüdern, und selbst der Weltuntergang könnte auch nichts mehr als uns den Tod geben, über denselben hinaus reicht nicht die Macht der Natur.

Was ist der Tod?

Diese Frage beantworten kann kein Lebender, denn keiner hat seine Bitterkeit oder Süße noch gekostet.

Leise, ohne alle Vorbereitung, tritt er, o wie oft, an das blühendste Leben. — Ein Windhauch, der die glühende Stirn des fröhlich spielenden Kindes berührt, kann sein junges Leben auslöschen. Ein Wassertropfen kann der erhitzten Tänzerin den Tod geben, ein Fehltritt auf glattem Boden des Band sprengen, das Seele und Leib des kräftigsten Mannes zusammenhält, wenn aber auch alle zufälligen Todesursachen dem Menschen fern bleiben, so kommt die Zeit des Todes dennoch mit raschen Schritten: „Unser Leben währet 70, wenns hoch kommmt 80 Jahre,“ — sagt Salomo,

und giebt es auch einige wenige Menschen, die diese späte Grenze des Lebens überdauern, den ältesten Greis trifft das allgemeine Loos der Menschheit, endlich doch.

Kindesalter, Jugendblüthe, festeste Manneskraft, höchstes Greisenalter, alle Stände, alle Lebensverhältnisse sind dem Tode unterworfen. Er verwandelt vor den weinenden Augen der Nachbleibenden den warmen Menschenleib, dessen biegsame Glieder, dem Willen des Lebenden so leicht gehorchten, in ein starres Bild. Das Auge, das noch eine Minute vorher, liebend auf seine Lieben blickte, wird gläsern, die Hand die im Todesaugenblick durch innigen Druck dem Freunde innige Liebe kund that, liegt geöffnet, bewegungslos, eiskalt und wachsbleich auf der Decke. Keine Thräne der weinenden Kinder, nicht ihr wildester Verzweiflungsschrei, verändert das ruhige, freundliche Aussehen des Todten.

Die stille Leiche hört und sieht ihren lauten Jammer nicht mehr und schon nach kurzer Zeit zeigen sich an ihr die ersten Veränderungen, welche die Nachbleibenden darauf aufmerksam machen, daß die Natur an der starren Hülle des geliebten Hingeschiedenen, ihr Recht geltend machen, und den schönen Menschenleib in seine Bestandtheile zerlegen will.

Verwesung nennen wir den wunderbaren Prozeß, der jedes organische Gebild, wenn es vom Leben ver-

lassen ist, leise zersetzt und auflöst. Seinem Walten an der Leiche eines uns theuren Todten zuzuschauen, widerstrebt der menschlichen Natur, darum haben die gebildetsten Völker des Alterthums, den Versuch gemacht, dem Wirken derselben entgegen zu arbeiten. Die Aegypter wickelten den Körper ihrer Lieben in Hüllen, welche der Verwesung widerstanden, füllten ihre Adern mit chemischen Präparaten, welche die Leichen in eine fast steinartige Masse verwandelten und jetzt noch betrachten wir mit Erstaunen, mit leisem Grauen, jene seltsamen, braunen, harten Gebilde, die in urvordenklichen Zeiten Menschenleiber waren.

Andere Völker früherer Zeiten kamen den Wirkungen der Verwesung zuvor, indem sie die Leichen ihrer Lieben der Flamme übergaben, die schnell das Werk der Zerstörung verrichtend, dem Auge der Nachlebenden den Anblick der allmähligen Auflösung ersparte.

Auch wir fliehen und meiden diesen Anblick, der nicht nur den liebenden Herzen, sondern auch allen Sinnen des lebenden Menschen widerstrebt. Wir geben der geliebten Leiche ein stilles, friedliches Lager und decken dieselbe mit Erde zu. Wir sehn nun nicht das Walten der Natur an der Hülle unsrer Lieben. Zu Erde wird, was von der Erde genommen wurde, aber auf dem Plätzchen, wo die Gestalt, an der unser Auge so oft lie-

bend hing, leise zu Staub zerfällt, läßt unsre Liebe Blumen emporsprießen, und schmückt sie mit Kranz und Strauß, mit dem Schönsten und Lieblichsten was die Erde ihren Kindern giebt.

Ist das Erstarren und Zerfallen des Leibes in Staub der Tod?

Gewiß ist es das sichtbare Zeichen desselben.

Wenn das Herz zu schlagen aufgehört hat, wenn die Hand starr geworden ist, wenn der Augapfel und die Schläfe eingefallen sind, dann sagt der erfahrene Arzt: die Zeichen des Todes sind untrüglich eingetreten, und die Umstehenden erfüllen weinend die letzte Pflicht der Liebe, indem sie der geliebten Hülle die Stätte bereiten, wo die Natur ihre Macht an ihr geltend machen kann, die auch da noch eine Heilige ist, wo sie auflösend, zerstörend wirkt.

Aber was ist es nun was plötzlich in einem Moment, den denkenden, fühlenden, liebenden Menschen in eine starre, kalte, rasch in Staub zerfallende Masse verwandelt.

Humboldt ist gestorben und Göthe, Kant und Luther, Schiller und Newton, Copernikus und Kepler und alle die großen Menschen der Vorwelt, deren Gedanken und Thaten das Angesicht der Erde verwandelten.

Mehr Licht! rief der sterbende Göthe, und zur Sonne

aufblickend, flüsterte Friedrich der Große im Augenblicke seines Todes: bald werde ich dir näher sein. Kann der Moment des Sterbens plötzlich aus dem erhabensten Menschen, aus dem Wesen, das die unendliche Welt in sich trägt, weil es dieselbe erkennen konnte, eine starre, fühllose, formlose Masse machen. — — War es denn diese fühllose in Moder zerfließende Masse, die noch vor kurzen Tagen so liebende Gefühle in freundlichen Thaten zeigte, so erhabene Gedanken in sanften Worten aussprach?

Es gab und giebt Menschen, die das behaupten. Weil sie die Seele, das Ich, das den Körper belebte, nicht als ein wahrnehmbares Etwas, im Tode von ihm scheiden sehen, so wollen sie die Existenz derselben nicht zugeben. Wie sie die Natur als etwas nur den Sinnen allein sich vorstellendes, als die Materie an sich betrachten, und den Geist, der sie liebend belebt, nicht anerkennen wollen, weil er den Sinnen des irdischen Menschen nicht direct wahrnehmbar ist, so wollen sie die Seele nicht anerkennen; weil sie sie nicht — wie das wohl in alten Bildern dargestellt wird — als Vögelchen, als Schmetterling von der sterbenden Lippe wegflattern sehen.

Der Tod aber, das Zerfallen der irdischen Hülle, ist wohl der unwiderleglichste Beweis von der Existenz

eines unirdischen, der Materie nicht angehörenden Ichs. — In dem Moment, da dasselbe sich von seiner irdischen Hülle trennt, giebt es der Erde, der Materie, dem meßbaren, wägbaren Stoff wieder, was von ihm entlehnt worden war.

So gewiß Gott nicht die Natur ist, sondern sich uns irdischen Menschen nur durch sie erkennbar macht, so gewiß ist das Ich des Menschen nicht seine zu Staub zerfallende Hülle, obgleich er sich nur durch dieselbe seinen Mitgeschöpfen erkennbar machen kann. — Durch die körperliche Hülle an die Erde gefesselt, besitzt das menschliche Ich kein anderes Mittel der Erkenntniß, als seine Sinneswerkzeuge und diese sind ja nur darauf eingerichtet, das Materielle, das Körperliche wahrzunehmen. Das menschliche Ich aber, die Seele, das was den Körper belebt, was denkt, fühlt, liebt und Gott ahndet, kann sich von der zerfallenden, durch plötzliche Beschädigung oder langen Gebrauch zerstörten Körperhülle trennen, dann verliert diese die Macht, die Gedanken, die Gefühle des von ihr geschiedenen Ichs, nach außen hin erkennbar zu machen und zerfällt, wie alles Abgenutzte, Aufgebrauchte in der Natur, in ihre chemischen Bestandtheile, damit diese in neuen Zusammensetzungen auf andere Weise brauchbar werden können.

Und das Ich, die Seele, die ihre Wohnstätte jetzt

plötzlich verlassen muß und mit ihr, mit den Sinnes werkzeugen, mit Auge und Ohr, Lippe und Hand alle Mittel nach außen zu wirken und die bekannten Wirkungen von außen in sich aufzunehmen verliert, was wird aus ihr im Augenblick des Todes?

Diese Frage zu beantworten, ist uns in unserm irdischen Leben nicht möglich.

Wie das neugeborne Kind nicht weiß, zu welchem Zustand der Act der Geburt es fördert, so können auch wir nicht wissen, in welchen Zustand der Tod uns einführen wird.

Daß er aber ein vollkommenerer und ein freierer sein wird, als der Zustand unsrers irdischen Daseins, dürfen wir wohl mit fester Zuversicht hoffen.

Einmal, weil Fortschritt überall wohin wir blicken, Naturgesetz ist und der Güte Gottes entspricht, dann aber auch, weil erweißlich der Tod dem Ich des Menschen die Fesseln abstreift, die es an die Erde, in die Tiefe dieses uns rings umwogenden Luftmeers ketten.

In dem Schlafzustande vor der Geburt bilden sich des werdenden Menschen Organe und Sinneswerkzeuge. Vollkommen mit denselben versorgt, tritt er als Neugeborner in dies Erdendasein und lernt in der frühesten Kindheit, schon an der Mutterbrust sich ihrer bedienen.

Dann lernt er die Eindrücke, die seine Sinne ihm vorführen, sichten und sondern, lernt von dem Aeußeren derselben auf ihr Inneres schließen, Irrthümer, die die Sinne ihm zuführen, durch Vernunftschlüsse berichtigen, lernt allmählich auch sein Ich von dem Einfluß sinnlicher Eindrücke frei machen, fühlt dann auch die Abnahme der Schärfe seiner Sinneswerkzeuge, die Abnahme seiner Körperkräfte und thut endlich die morsch und hinfällig gewordene irdische Hülle, die ihm nicht mehr genügend ist, sondern hinderlich und lästig wird, ganz und gar im Tode von sich.

Es ist wohl möglich, daß die Trennung von Seele und Körper schmerzlich sein mag.

Auch das neugeborne Kind stößt im Moment, da es das Licht der Welt erblickt und in diesem Luftmeer, das für 80 Jahre es eng umschließen wird, den ersten Athemzug thut, Schmerzenslaute aus. Aber wie schnell sind ihm diese ersten peinlichen Eindrücke vorüber gegangen, wie bald schaut es lächelnd dem Lichte nach, dessen erste Strahlen sein ungewohntes Auge blendeten, wie bald athmet es in süßem Behagen die Luft, die zuerst seine ungeübten Lungen unangenehm berührte.

Das Ich, daß im Mutterleibe die Sinneswerkzeuge empfing, ohne sie brauchen zu können, empfängt während

der 80, ja 100 mal längeren Dauer seines Erdendaseins andere Gaben, die es zu einem freieren Dasein geschickt machen.

Welches diese Gaben sein mögen?

Es können nicht solche sein, die der Erde angehörend, mit dem irdischen Leibe zurückbleiben, sie müssen, obgleich durch das Erdenleben erst entwickelt, doch eigends dem Ich angehören und von demselben auch im Tode nicht trennbar.

Unser Wissen, unser Wollen und unser Lieben sind diese Gaben; das Erdenleben bildet sie aus an unserm Ich. Wäre aber der Tod das Ende desselben, so wären sie für uns selbst ein fast ungebrauchtes Besitzthum.

Zuerst das Wissen. — Mit welchen Schätzen desselben traten Humboldt, Göthe, Arrago und noch tausend andre große Männer an die Pforte des Grabes. — Es wäre nicht nur schrecklich, es ist gerade hin unmöglich, daß diese Schätze in Nichts zerflössen, zu Staub und Moder wurden, wenn das Hirn, daß unsre Materialisten für den Sitz des Gedankens halten, sich in seine chemischen Bestandtheile auflöst.

Bestand denn das Wissen jener großen Geister aus Stickstoff und Wasserstoff, aus Eisen, Kalk, Eiweißstoff und Kleber?

O nein, es bestand aus Gedanken, die weit über

den Erdball hinausgingen, die nicht blos das ganze sichtbare Weltall, den Kosmos umfaßten, sondern auch die Gottesahnung in ihnen erhellte, reinigte, verklärte.

Konnten sie das Maaß ihres Wissens, das ja im Augenblick ihres Todes erst seine höchste Höhe erreicht hatte, jemals ganz zur Vergrößerung ihres irdischen Behagens benutzen?

Man könnte wohl mit Sicherheit das Gegentheil behaupten.

Unter tausend Beschwerden, mit unsäglichen Mühen erwarben die großen Geister aller Zeiten sich ihr Wissen, sie entsagten den Bequemlichkeiten des Lebens; sie trotzten kühn dem Tode, um irgend ein neues Wissen zu erringen, ja sie nahmen den Hohn und Spott, den Haß, die Anfechtung und Verketzerung ihrer Zeitgenossen auf sich, um sich einen ganz unirdischen Besitz zu erringen.

Wissenschaft und Kenntnisse sind die Schleifung, welche das unsterbliche Ich erst fähig machen, Gott, der das ewige Licht ist, in sich aufzunehmen und in hundertfarbigen Strahlen gebrochen, als Weisheit oder Kunst dem Weltall zurückzugeben. Diese Schleifung aber ist eine Verschönerung des Edelsteines selbst, sie vergeht nicht, wenn seine Fassung zerbricht, sie bleibt ihm, auch wenn er fest eingeschlossen wird in einen dunkeln

Schrein, und wird am Lichte der ewigen Sonne heller noch seinen Strahlenglanz hervortreten lassen, als an der kleinen Kerze des Erdendaseins.

In den letzten Zeiten des irdischen Lebens, wenn Krankheit oder Alter bleischwer auf dem Körper von Erde liegen, verliert er sogar oft die Fähigkeit über das Wissen des ihm innewohnenden Geistes augenblicklich zu gebieten. Es kann der Greis, der Kranke sich nicht besinnen, auf das, was er an geistigen Schätzen besitzt, sie liegen, so zu sagen, eingeschlossen in seiner Seele, bis ein Augenblick der Gesundheit und Kraft den irdischen Menschen wieder fähig macht, sein unirdisches Eigenthum zu brauchen.

Wenn das Kind zur Welt kommt, besitzt es zwar alle Sinneswerkzeuge, alle Organe, die es zum Leben befähigen, aber es versteht dieselben nicht zu benutzen und wohl kann die aufmerksame, liebevolle Mutter den Moment bemerken, da das Auge ihres Lieblings sich der Kraft zu sehen bewußt wird, da sein Ohr auf den Ton ihrer Stimme zu lauschen beginnt.

Seltsam aber ist es und gewiß ein unwiderleglicher Beweis davon, wie sehr das unsterbliche Ich von seiner sterblichen Körperhülle verschieden ist, daß die zum Leben unerläßlich nothwendigen Verrichtungen von der Letzteren ausgeführt werden, ohne daß das Ich sich über

das wie und wo Rechenschaft geben kann. — Jeder Mensch athmet, verdaut, bedient sich seiner Hände und Füße, seiner Augen und Ohren, seiner Zunge und Nase, ohne sagen zu können, wie er das macht.

Die Seele ist zwar der Herr, aber augenscheinlich ein aus der Fremde eingeführter Herr und Gebieter in dem irdischen Körper, welchen sie zur bestimmten Zeit auch wieder verlassen muß.

Die Sinneswerkzeuge, diese raschen Diener der Seele, kann jeder Mensch benutzen, um sich Kenntnisse zu erwerben, was sie uns aber zuführen, ist noch nicht das Sein, sondern nur der Schein des außer uns selbst Vorhandenen und die Seele muß durch Prüfungen, die sie selbst oft, ja meistens ohne Beihülfe der Sinne, anstellt, die Täuschung derselben berichtigen.

Es giebt auch Momente, in welchen die Seele das, was die Sinne ihr zuführen, nicht in sich aufnimmt.

Wer ernst nachdenkt, hat oft die Augen fest auf einen Punkt geheftet, dessen Bild das Auge auch richtig reflectirt, die Seele aber, die sich nach innen gewendet, empfängt dies Bild nicht. Das nämliche gilt von den Eindrücken des Gehörs. Ja es giebt Zustände der Seele, in welchen sie selbst für körperliche Schmerzen unempfänglich ist, wo die Gefühlsnerven, diese an allen Theilen des Leibes ausgestellten Wächter, denen die

Sicherung vor den ihn umgebenden Gefahren anvertraut wurde, vergebens ihre zuckende Warnung der abgewendeten Gebieterin zusenden.

Der in heftiger Aufregung befindliche Mensch fühlt den Schmerz eines Stoßes, eines Schlages nicht, den er empfängt und wundert sich später über den blauen Fleck oder den blutigen Striemen, den ihm derselbe verursacht hat.

Doch es ist wohl sehr unnütz, daß ich Beweise aufsuche für etwas, das jeder selbst weiß und fühlt. Seele und Körper des Menschen sind nicht eins und dasselbe und der Tod ist nicht Auflösung beider, sondern nur Auflösung des Bandes, das Beide vereinigte, die Auflösung der irdischen Bestandtheile sind die natürliche Folge davon, denn der Körper mit allen seinen Fähigkeiten, war nur das Mittel der Seele irdische Eindrücke zuzuführen und ihr so, nach Gottes Willen die Entwickelung zu einem höheren und freieren Dasein möglich zu machen.

Wäre das menschliche Ich, die Seele, Eins und dasselbe mit dem menschlichen Körper, mit ihm entstehend und vergehend, so wäre der Mensch nichts mehr als eine sehr schöne, sehr künstliche, sehr zusammengesetzte Maschine. Er dürfte dann nicht erst lernen seinen Körper zu gebrauchen, nicht erst hören, sehen, gehen und sprechen lernen und wäre das Bewußtsein etwas dem

Körper angehörendes, so müßten wir es doch wohl zuvörderst über die eignen Verrichtungen desselben haben. — Wir müssen aber die unserm Ich übergebenen Sinneswerkzeuge und Organe erst brauchen und benutzen lernen und wir haben nicht das geringste Bewußtsein von der Thätigkeit unsres Körpers, ja wir haben nicht einmal die Macht, derselben durch unsern Willen Einhalt zu thun, wo sie zur Erhaltung des Bandes zwischen ihm und unsern Ich, die wir Leben nennen, unerläßlich ist.

Das Leben des Menschen auf Erden, dieses seltsame, oft so wirr und rauh erscheinende Gewebe von Lust und Schmerz als Vorbereitung zu einem höhern Dasein wird dann wohl eben so zweckmäßig, eben so schön, ja vielleicht auf eben so einfachen Gesetzen beruhend sein, als all das, was der Mensch von der Natur zu erkennen fähig ist.

Die anscheinenden Verwirrungen desselben sind vielleicht eben so leicht entwirrbar als jene anscheinenden Verwirrungen am Himmelszelte, sie liegen nur in der falschen Erklärung der Erscheinungen, die unsere Sinne uns zuführen.

Wenn wir mit Ernst auf das, was wir selbst und andere erfahren, achten, wenn wir die Erfahrungen und Beobachtungen vergangener Zeiten prüfen und sichten, wenn wir endlich noch einige Erfahrungen aus der

Körperwelt, die wir auch dort so wenig beachten, daß sie uns ganz alltäglich werden auf die geistige anzuwenden versuchen, so würde uns vielleicht auch in dieser manches zur Klarheit kommen, indem wir jetzt schreckliche heillose Verwirrung erblicken.

Nie vergessend, daß die kleine Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls, sondern einer der kleinsten Sterne in einer fernen Ecke unsres kleinen Weltsystemes ist, sollen wir uns aber in jedem Momente unsres Daseins auch daran erinnern, daß die liebe Sonne für jedes Blüthenblatt, für jede reifende Frucht doch ihren belebenden, erwärmenden, verschönernden Strahl hat und daß alle Sterne des Himmelsgewölbes um das Auge des Beschauers einen strahlenden Dom bilden, in dessen Mittelpunkte, seinem fühlenden Menschenherzen, ihre Lichtmeere zusammenfließen.

Die Sonne aber, die freundliche Lebenspenderin, ist nur ein kleines Werk des Herrn, einer der geringsten Diener seiner Allmacht. Das Weltall, so unendlich groß, so unendlich schön und erhaben, ist nur die sichtbare Hülle des ewig Einen.

Gott ist die Seele seiner Werke!

Fünftes Capitel.

Der Erlöser.

Was wär' ich ohne Dich gewesen?
Was würd' ich ohne Dich wohl sein?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen,
Stänď' ich in weiter Welt allein.
Nichts stände bei mir, das mich liebte,
Die Zukunft wär' ein finst'rer Schlund,
Und wenn mein Herz sich tief betrübte
Wem thät' ich meinen Jammer kund?

Hardenberg, gen. Novalis.

Ich glaube an Jesus-Christus, Gottes Sohn, unsern Herrn,

Marthin Luther.

Leben ist leiden! So traurig dieser Ausspruch auch klingt, er ist doch wahr. —

Die erste Empfindung des Neugebornen ist eine schmerzliche, sein erster Laut ein Schmerzschrei. — Krankheiten der verschiedensten Art, aus den verschiedensten Ursachen entstehend, bedrohen seine frühesten Lebensjahre.

Es fällt und verletzt sich mehr als einmal, bevor es aufrecht und fest gehen lernt, und ist es endlich so weit, daß es in Verein mit andern in die Schule gebracht wird, da beginnen erst die Plagen und Kümmernisse.

Und der erwachsene Mensch! ach bei jedem Schritte, den er vorwärts thut auf der Bahn des Lebens, erwarten ihn neue Schwierigkeiten; hier der bittre Kampf ums tägliche Brot, dort der eben so bittre mit den eignen Leidenschaften.

Der Tod entreißt ihm seine Lieben. In Unkenntniß und Verblendung schließt er Verbindungen, die später ihm mit jeden Moment drückender werden. — Sein Wissen erkennt er als elendes Stückwerk, die Liebe an die er geglaubt als absichtliche Täuschung, sein Wirken als nutzlos an. Die Hoffnungen die seine Jugend erheiterten, zerrinnen mit den vorschreitenden Jahren, Undank wird ihm zu Theil für Wohlthaten und Opfer und endlich naht sich ihm der Tod unter Schmerzen und Wunden. — Ja Leben ist Leiden!

Und doch ist jeder Herzschlag des Menschen ein Sehnen nach Glück, doch sieht er die Fülle desselben ausgestreut über so viele andere.

Hier sieht der Arme den Reichen schwelgen im Ueberflusse, während es ihm selbst und den armen Seinen am Nothwendigsten gebricht.

Dort sieht der Kranke den Gesunden die Fülle seiner Kraft vergeuden in unnützen Zerstreuungen, die er, ach zum Besten der Menschheit verwenden würde.

Das ungeliebte, verkannte Herz seufzt nach Liebe, die es auf einen Unwürdigen verschwendet sehen muß.

Der Tod entreißt reichen Eltern das einzige, heiß geliebte Kind, während in der Hütte des Proletariers zehn schmutzige, armselige, zum Theil schon verkrüppelte Wesen, ohne elterliche Aufsicht einem elenden, mühevollen Leben entgegen reifen.

Erschreckt, von Angst erfüllt, erblicken wir alle diese Lebensräthsel, nach deren Lösung wir vergebens in die Zukunft, vergebens in die Vergangenheit blicken.

Ja, gäbe es auf dem Rund der Erde einen Menschen, der alles besäße, was ihn beglücken könnte, Liebe, Gesundheit, Reichthum, Ehre und Macht, er müßte zu allem diesem auch noch ein kaltes, mitleidloses Herz haben, denn sonst würde der Anblick des vielen Jammers um und neben ihm, alle seine Genüsse verbittern.

Schlagen wir das Buch der Geschichte auf, — wir finden kein Blatt desselben unbefleckt von Blut. — Pest, Krieg und Hungersnoth, Erdbeben und Ueberschwemmungen, Mord und Brand berichten die Chroniken aller Länder und Ländchen, ja die Bibel selbst, das heilige Buch, erzählt schon auf ihren ersten Blättern einen Brudermord.

Und der Mensch mit seinem nach Glück so heiß verlangenden Herzen, mit seinen ihm innewohnenden Streben nach Vollkommenheit, steht in diesem Chaos von Elend und Verwirrung und wirft seinen Blick vergeblich nach allen Seiten, ein Plätzchen zu erspähen, auf dem er Ruhe finden könnte, die Blume des Glückes zu pflegen.

Aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, ist dies Bild des Lebens nicht übertrieben. Wie der Boden auf dem wir unsre Blumen ziehn, nichts andres ist als ein Moderhaufen, ein ungeheurer Kirchhof, auf dem seit Jahrtausenden in Staub zerfiel, was einst als organisches Leben ihn eine kurze Zeit schmückte, — so ist auch der Boden auf dem jeder von uns sein Lebensglück ziehen soll, nur eine Anhäufung gestorbener Freuden, zerfallener Hoffnungen, vergangener Liebe; dennoch — dennoch erwachsen aus ihm immer wieder neue Blumen des Glückes, genug für jeden von uns, sich Kranz und Strauß daraus zu winden!

Denn nicht nur die Freude des Erdenlebens, auch seine bittersten Schmerzen sind vergänglich. Ein Leid, das heute das Herz wie ein Dolchstoß durchbohrt, ist in Jahr und Tag, wie eine verharrschende Wunde, nur noch schmerzhaft wenn es berührt wird und jeder, auch der herbste, dauerndste Kummer, wird endlich zu einer

Art gewöhnter Wehmuth, zu einem Gefühl, daß zwar schmerzt, aber nicht mehr mit jenem bohrenden Schmerz, der Anfangs all unsre Kraft niederwarf.

Ein Leid, daß der Mensch überlebt, verlebt er auch allmählig, wie ja auch körperlich jede Wunde, an der wir nicht plötzlich sterben und nicht allmählig hinsiechen, so daß der Tod doch endlich von ihrem Schmerze befreit; ausheilt und mit der Zeit eine Narbe hinterläßt, die nur unter Umständen noch schmerzt, sonst aber ein gewohnter, bekannter Theil unsres Körpers geworden ist.

An Leiden, die sich täglich erneuern, gewöhnt sich mit der Zeit die menschliche Seele eben so etwa, wie ein fortgesetzter Druck an ein und derselben Stelle des Körpers eine Schwiele erzeugt, die gerade diese Stelle unempfindlich macht.

Die Leiden des Lebens sind aber nicht immer nur Schmerzen der Seele, es sind in gewisser Beziehung Lasten die ihr aufergelegt sind und unter denen sie oft zu erliegen meint. Seltsam aber ist es, daß diese Lasten nicht nur durch die Macht der Gewohnheit erträglicher werden, sondern, daß auch die Kraft des Trägers unter derselben mehr und mehr erstarkt, so daß er endlich die Bürde, die ihn früher gänzlich niederdrückte, mit erhobenem Haupt leicht und sicher fortträgt.

Sollte diese uns allen wohl bekannte Erscheinung uns nicht einen Fingerzeig geben zur Lösung der Lebensräthsel, die uns so verworren vorkommen? Fortschritt ist das Lebensprincip in der materiellen Schöpfung und Fortschritt sicherlich auch das erste Gesetz in dem Leben der Seele.

Wenn die Zeit mit sanfter Hand viele Wunden des Kummers ausheilt, wenn Gewohnheit mit ihrer unwiderstehlichen Macht uns für andre unempfindlich werden läßt und wenn die Lasten des Lebens endlich unsre Kraft üben und sie wesentlich vermehren, so können wir mitten in dem Getriebe, in der Verwirrung dieses irdischen Daseins, wenigstens der Hoffnung Raum geben, daß auch hier einfache, weise und liebevolle Gesetze walten, und daß es nur unser Standpunkt ist der uns Verwirrung da erblicken läßt, wo in Wahrheit hohe Ordnung und majestätische Schönheit walten.

Das Bedürfniß der menschlichen Natur, Ordnung Weisheit und Gesetzmäßigkeit in der Körperwelt zu suchen, hat zu allen Zeiten das höchste Glück der edelsten Seelen ausgemacht. — Es konnte nur auf einem Stern wie die Erde entstehn, auf einem solchen, dessen Stellung im Weltenraume, ihm das Uebersehn der regelmäßigen Bewegung aller Weltkörper unmöglich machte. Eben aus dem der Menschenbrust angeborenen Sinn

für Ordnung, Weisheit und Regelmäßigkeit und dem Widerspruch, den er anscheinend in der ihn umgebenden Natur fand, entstand das Forschen und Nachdenken, entstanden freilich auch die Irrthümer in die er verfiel, bis ihm unter Gottes Beistande, geleitet von hervorragenden Geistern, ein Licht der Wahrheit nach dem andern aufging. Das Forschen nach der Wahrheit ist der höchste Genuß des Menschen auf dieser Erde.

Gewiß ist es noch schwerer für uns Menschen, die Gesetze der Ordnung und Regelmäßigkeit, der erhabenen Schönheit, die wir in der Natur gefunden, auch in den Verwirrungen unseres Erdenlebens zu finden, wir können aber, ja wir müssen sie auch hier vermuthen; sie zu suchen ist Bedürfniß, sie zu finden wäre höchste Befriedigung menschlichen Herzens.

Auch bei diesem Suchen, wie bei dem wissenschaftlichen Forschen nach den Gesetzen der Ordnung in der Körperwelt, haben hervorragende Menschengeister uns Systeme aufgestellt. Die verschiedenen, auf dem weiten Erdball verbreiteten Religionsformen, sind eben nichts anderes als solche Systeme, und alle stimmen darin überein, daß der Mensch nur, in dem er seines Zusammenhanges mit Gott sich stets bewußt ist und bleibt, die höchste Befriedigung seines Herzens, die Erkenntniß

der heiligen Ordnung, Gesetzmäßigkeit und Schönheit in den Verwirrungen des Lebens finden können. — Die Religionsstifter bei allen Völkern fordern stets als Grundlage für die Annahme ihrer Systeme, den Glauben ihrer Anhänger an die Wahrheit derselben, den Glauben, daß ihre Lehren von Gott ihnen übergeben, daß sie direkte Offenbarungen des höchsten Wesens seien.

Sie haben Recht, von ihrem Standpunkte aus, ein solcher Glaube ist fast eben so gut, als der wirkliche Besitz der Wahrheit des höchsten Gutes; er ist ihr ausreichendes Surrogat; wer von einem gebotenen Glauben so durchdrungen werden kann, daß derselbe sein Streben nach Wahrheit beschwichtigt, sein Sehnen nach Aufschluß über die brennenden Fragen des Erdendaseins vollkommen stillt, der ist im Besitz des Friedens, den die Wahrheit selbst geben würde, aber etwa so, wie derjenige, der einen schmerzenden Nerv abschneidet, oder durch Feuer zerstört, schmerzensfrei wird.

Der Trieb die Wahrheit zu erforschen ist des Menschen schönste Auszeichnung vor allen seinen Mitgeschöpfen und der Zweifelnde, der Irrende, ist sicherlich immer noch menschlich vollkommner, als der, welcher sich aller Irrungen, aller Zweifel überhoben wähnt, im Besitze einer feststehenden, allen Fortschritt ausschließenden Wahrheit. Aller Stillstand ist Tod, und alles Le-

bens Grundprinzip ist Fortschritt, Bewegung, und geistiger Tod ist daher sicherlich auch jede Religionslehre, die Nachdenken und Fortschreiten in der Erkenntniß verbietet.

Gewiß ist es nun sehr natürlich, daß jedes Volk, die aus den eignen Glaubenslehren hervorgegangene Schöpfungsgeschichte für die wahrere und richtigere, die anderer Völker und Religionspartheien, oft für baaren Unsinn, höchstens für unverständliche Allegorien hält. — Eines aber sollen und dürfen wir nie aus den Augen lassen, es ist der Umstand, daß die Erkenntniß der einfach schönen Naturgesetze, nach denen die Weltkörper sich bewegen, jener Gesetze, die uns Menschen gleichsam den Einblick in die lichten Tiefen des Weltalls eröffnen, unter den Völkern aufgefunden sind, bei welchen die mosaische Schöpfungsgeschichte eine Grundlage der Glaubenslehre bildet.

In der That ist diese einfache, mit kindlicher Naivetät erzählte Schöpfungsgeschichte, das Schönste und Erhabenste, was dem kindlichen, kenntnißlosen Menschengeiste, dem die Erde noch das Weltall ist, von dem staunenswerthen Wunder, das ihn als geschaffene Natur umgiebt, gesagt werden kann.

Im Anfang, als noch das nicht war, was wir Zeit nennen, ließ Gottes Wille, sein Wort! Himmel und Erde entstehen. — Es ist sicher bedeutsam, daß

der Himmel, der ungeheure Weltenraum hier vor dem kleinen Erdenstern genannt ist. — Nicht vollkommen, nicht einmal in ihrer jetzigen Gestalt, sondern allmählig in einzelnen Phasen schuf Gott die Erde — sie war wüste und leer, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Welches Herz fühlt nicht das leise Erzittern bei dem Gedanken an den wüsten und leeren Erdenstern. Schiffen nicht jetzt noch, ihm in jenen Zeiten des Anfangs gleichende Weltkörper, die Kometen durch das uferlose Meer der Schöpfung?

Vor unsern Augen erneuert sich also noch täglich das Wunder der Schöpfung, Gottes Macht, über Zeit und Raum erhaben, wirkt in allen Welträumen, und für ihn, den Ewigen, ist vielleicht jeder Moment eines Menschenlebens ein Weltanfang. — Wir sehen mit staunendem Blick zwei Kometensterne sich aus einem entwickeln, sehen die seltsamen, unserm Erdenstern so unähnlichen Weltkörper sich von einander trennen und auf verschiedenen Bahnen ihre Reise durchs Weltall fortsetzen. Ja! am Anfang schuf Gott Himmel und Erde! aber die Schöpferkraft des Ewigen ist auch ewig, sie wirkt heute, und wird wirken ohne Ende, neue Welten, und neue Geister sie zu beleben, hervorrufend aus dem Schoße der Natur.

Und jede dieser Welten ist vervollkommnungsfähig!

denn Leben ist Fortschritt, und auch die kleine, am Anfange wüste und leere Erde ist vollkommner geworden, seit jenem Zeiten-Anfang da Gott sprach: Es werde Licht!

Es hat sich das Meer geschieden von dem Trockenen und das Meer hat Fische hervorgebracht, und das Land seine vieltausend Kräuter und Pflanzen von denen jegliche sich besamet nach ihrer Art, Thiergeschlechter, die nicht nur den Erdboden, sondern auch die höheren Regionen des Luftmeeres fröhlich beleben, erfüllen das trockene Land wie die Fische des Meer mit Leben und Freude und das vollkommenste und der Vervollkommnung am meisten fähige Gebild der Erde, der Mensch betrat endlich nach Gottes Willen den Erdenstern, dem nur sein körperliches, nicht sein geistiges Ich ungetheilt angehört. — Erde muß von ihm werden, was der Erde entnommen ist — sein Geist aber, der Gott ahnet, und das Dasein andrer Welten erforscht und erkennt, ist sicherlich nicht alleiniges Eigenthum der Erde, wie es seine niedrigern Mitgeschöpfe die Thiere und Pflanzen sind, deren ganzes Dasein in der Befriedigung ihrer irdischen Bedürfnisse aufgeht, die nicht weinen können, noch sich emporschwingen im Gebet zu dem ewigen Geber oder durch die Kraft ihrer unsterblichen Gedanken den Erdball verlassen und in abgelegenen Himmelsräu-

men, auf fernen Welten, die Gesetze der Allmacht aufsuchen.

Die mosaische Schöpfungsgeschichte ist in nichts der Wissenschaft widersprechend, sie ist nur gleichsam ein unausgefülltes Schema dessen, was die Menschheit unserer Tage, aus der Natur erforscht hat.

Sollte diese schöne Gewißheit nun dem nachdenkenden Menschen nicht eine ahnungsvolle Grundlage werden können, zu der Ueberzeugung von der Wahrheit aller andern Lehren, welche die Bibel enthält?

Es ist eine geschichtlich beglaubigte Gewißheit, daß diejenigen Völker der Erde, deren Religionsbuch die Bibel ist, am weitesten vorgeschritten sind auf der Bahn zur Erkenntniß aller Wahrheit, am meisten vorgeschritten, nicht nur in allen Wissenschaften, sondern auch in der Erkenntniß und Ausübung aller rein menschlichen Tugenden.

Wie fern auch selbst die christliche Menschheit von dem Ideal menschlicher Vollkommenheit sein mag, sie besitzt doch das Ideal derselben in dem Erlöser, der in jedem Augenblick seines Lebens, Leidens und Sterbens uns ein tadelloses Vorbild höchster menschlicher Weisheit, Würde und Glückseligkeit zeigt. Wie fern auch jeder Christ von vollständiger Tugend sein mag, er besitzt doch ihre reichen Lehren und kann über dieselben nachdenkend, sie zu üben versuchen.

Ueber das Gebot: Darum sollt Ihr vollkommen sein, gleichwie Euer Vater im Himmel vollkommen ist; so wie über das: Du sollst Gott über alle Dinge lieben und Deinen Nächsten wie Dich selbst; kann wohl auf diesem Erdenstern keine menschliche Tugend hinausgehen, und wenn es gleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß unter den Völkern, die sich Christen nennen, sehr viele Ansichten und Vorurtheile herrschen, die dem Vorbilde, das der milde, sanfte Weltheiland uns gab, widersprechen, so beruht dies weder auf der Lehre, noch auf dem Vorbilde, sondern auf falscher Auffassung derselben, von Einzelnen und der Allgemeinheit.

Daß die christliche Welt am meisten vorgeschritten ist, in Kunst und Wissenschaft kann wohl von Niemanden bestritten werden, es liegt zu klar vor aller Augen; daß aber auch die Humanität, die Tugend und Rechtschaffenheit, bei derselben sich auf einem höheren Standpunkte befinden, als da, wo das Christenthum seine Herrschaft noch nicht ausgebreitet, wird vielfach in Abrede gestellt. Es gefallen sich sogar Schriftsteller und Gelehrten nicht selten darin, das Christenthum als eine Art Verschlechterungsmittel der ursprünglichen edeln Menschennatur und jede Religion als Verdummung der natürlichen menschlichen Geistesklarheit zu schildern.

Dieser letzteren Ansicht widerspricht die geschichtliche

Wahrheit, daß alle Völker des Erdballs sich stets nur so lange in Ehre und Ansehn erhielten, als sie die Religion — gleichviel welche — die ihnen von ihren Vätern überliefert ward, ehrten! — Jede Religion ruht auf dem Bewußtsein des Menschen, daß sein Ich höheren als irdischen Ursprungs, und daß die Erde mit allem was sie enthält, im genauesten Zusammenhang ist, mit einer Macht, die den irdischen Freuden und Leiden, den irdischen Bedürfnissen nicht unterthänig, sondern über dieselben unendlich erhaben ist. — Dieser einfache Gedanke ist der Kern aller Religionen, die Lehren über das Wesen der Gottheit; über die Art und Weise, wie dieselbe das Weltall erschaffen und regiert, sind allerdings wesentlich verschieden, jener Grundgedanke ist aber auch hinreichend das Moralgesetz zu unterstützen und ihm Geltung zu verschaffen.

Jede Religion ist daher eine Stütze der Volksgröße, so lange sie von dem Volke geehrt wird und mit dem Verfall der Achtung vor der Religion ist fast nothwendig der Verfall der Sittlichkeit bei jedem Volke verbunden. Alles Unsittliche trägt aber den Keim des Verderbens in sich selbst, der Fortschritt vom Guten zum Bessern ist das Gesetz der Natur, so in der Geister-, als in der Körperwelt.

Was aber die Meinung betrifft, daß die Einfüh-

rung des Christenthumes, die schuldlosen, harmlos glücklichen Naturvölker, jenseits des Oceans verschlechtere, unglücklich und heuchlerisch mache, so ist es ausreichend, den schuldlosen Zustand, das harmlose Glück jener Völker, ohne poetische Zusätze, aus den Erzählungen wahrheitstreuer Reisender kennen zu lernen.

Von den Bewohnern der Südseeinseln, die besonders als harmlos glückliche Menschen gelten und die von der Natur so sehr begünstigt sind, durch die entzückend, schöne Lage ihrer Heimath, durch ein Klima, das mit Recht für das herrlichste des Erdbodens gilt; erzählen Cook und Förster, an deren Wahrhaftigkeit nicht gezweifelt werden kann unter anderen: daß jedes erstgeborene Knäblein aus dem Geschlechte der Landesfürsten getödtet wurde, und zwar getödtet auf höchst grausame Weise. Diese Fürsten herrschten unumschränkt über ein Volk, das von den herrlichen Erzeugnissen des Landes nur das genießen durfte, was eben zur höchsten Nothdurft gehörte; alles was der überreiche Boden hervorbrachte, gehörte dem Könige, den Adligen, den Priestern.

Beim Beginn eines Krieges, bei dem Tode des Königs, bei jeder feierlichen Gelegenheit brachte man auf der schönen Insel Tahiti, der Göttin Peele Menschenopfer. Diese Göttin ward repräsentirt durch den mächtigen Vulkan, der sich fast in der Mitte der Insel er-

hebt. In seinen feurigen Schlund stürzte man die Unglücklichen auf Befehl der Priester, welche ihre Opfer nach ihrem Gutdünken unter der Zahl des Volkes erwählten.

Das Glück der Menschen auf dieser herrlichen Insel war demnach sehr abhängig von der Willkühr einzelner, die das gesetzliche Recht hatten, den Vater aus dem Kreise der Seinen, die Tochter vom Busen der Eltern zu reißen und einem entsetzlichen Tode Preis zu geben.

Freilich sparte der reiche Boden, das herrliche Klima jenem Völkchen Arbeit und Mühe, sie konnten alle, diese bräunlichen Menschen, während des heißen Tages in ihren Rohrhütten träumen, deren leichtes Dach der Brodbaum und die Kokuspalme beschatteten, sie konnten die süßen Mondnächte lang am Meeresufer singen und tanzen; aber dies träumerische Leben ließ auch ihr Nachdenken ungeweckt und beförderte ihren Hang zu sinnlichen Vergnügungen in einer Weise, die uns an Arbeit und Nachdenken gewöhnte Europäer fast unglaublich erscheint.

Menschenopfer der entsetzlichsten Art, fanden die Eroberer Südamerikas, Grausamkeit und thierische Wildheit, die Ansiedler in der nördlichen Hälfte bei den Urbewohnern jenes großen Continents. — Das schrecklichste aber von den Verirrungen der nichtchristlichen Mensch-

heit zeigt uns noch heute Afrika, wo tausende von Menschen am Grabe eines Fürsten geschlachtet werden, wo man dem gestorbenen Sultane, seine durch Keulenschläge getödteten Weiber nachsendet, wo der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, der Mann das Weib verkauft, wo die Nationen unter einander wilde Kriege führen, blos um Gefangene zu machen und sie zu verhandeln und wo diejenigen Gefangenen, welche nicht zum Verkauf gebracht werden können, durch das Abhacken eines Armes oder Beines, unfähig gemacht werden, dem Zuge zu folgen, damit sie ihm nicht Mangel an Lebensmitteln verursachen.

Aber auch die nichtchristlichen Völker, welche in der Civilisation, in Kunst und Wissenschaft, dem christlichen Europa schon vor Jahrhunderten gleich, wenn nicht voranstanden, sind jetzt weit hinter demselben zurückgeblieben.

Die Chinesen, die ihre Geschichte auf Jahrtausende zurückführen, die viele Künste lange vor uns besaßen, die man was Arbeitsamkeit, Klugheit, Höflichkeit, was Anstelligkeit und Geschicklichkeit zu jedem Geschäft betrifft, sicherlich ein hochgebildetes Volk nennen kann; sind in Stillstand gerathen und die Wissenschaften, die ihren erhabensten Werth als Bildungsmittel des menschlichen Geistes haben, blieben ihnen

fremd. — Die Astronomie, diese edelste aller Wissenschaften, die uns den Zusammenhang unsres kleinen Erdballes mit dem großen Weltganzen erkennen lehrt, die Geologie, die uns zurückführt in jene entfernten Jahrtausende, da unsers Weltkörpers Entwickelung begann, sie sind bei jenem klugen Volke ganz und gar in der Kindheit geblieben. Die Bekenner des Muhamedanischen Glaubens versinken mehr und mehr in Trägheit und Apathie, nennt doch seit längrer Zeit ganz Europa, das einzige seiner Länder, in dem der Muhamedanismus herrscht, die Türkei: den kranken Mann!

Das schöne Indien, das Land der Edelsteine, das Land aus welchem unsre Vorfahren, ihre kostbarsten Schätze herholten, ist heute nicht weiter vorgeschritten in Kunst, Wohlstand und Weisheit, als zur Zeit da Vasco de Gama den Seeweg zu seinen Küsten fand. Noch immer ist dort der Paria gemieden, verstoßen, verachtet; noch immer sieht der Bramine in dem Ochsen, der das Feld bestellen hilft, ein Sinnbild des höchsten Gottes, noch immer werfen sich begeisterte Schwärmer unter die Räder des heiligen Wagens von Jaggernauth, noch immer ziehn die Mörderrotten der Thugs durch das Land und opfern ihrer scheußlichen Göttin das Leben der Reisenden, die sie ermorden und berauben. Noch immer brandschatzen bettelnde Fakirs den

fleißigen Bürger und Landmann und alle Strenge der Gesetze Englands, kann dem eroberten Lande nicht die Einsicht und Weisheit geben, die das Christenthum seit Jahrhunderten über Europa ausbreitete.

Man muß sich wissentlich gegen die augenfälligsten Erscheinungen verblenden, wenn man es bestreiten will, daß das Christenthum das höchste Bildungsmittel der Menschheit seit zwei Jahrtausenden war, und wenn man als Zeugniß gegen dasselbe, jene blutigen und schrecklichen Verirrungen anführt, durch welche einzelne Personen oder Religionspartheien, die sich freilich auch Christen nannten, Verderben und Leid um sich her verbreiteten, so ist das ungefähr ebenso, als wollte man die Handlung eines einzelnen Wahnsinnigen als Grund angeben, seine Familie, Geschwister, Eltern, Kinder, zu verurtheilen.

Das Christenthum ist die einfache Lehre, deren allgemeine Befolgung unfehlbar die ganze Menschheit beglücken würde. So einfach diese Lehre aber auch ist, so schwer ist sie dem Herzen begreiflich, das noch in Selbstsucht befangen ist, so unausführbar ist sie in ihrer vollkommnen geistigen Erhabenheit, für den von sinnlichen Trieben noch abhängigen Menschen.

Diese Gewißheit darf und soll aber Niemanden von dem Streben ein Christ zu sein, zurückschrecken, die kleinste Annäherung zu christlicher Gesinnung ist stets

ein Fortschritt zum Guten, denn die Grundlehre des Christenthums ist ja: Darum sollt Ihr vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist.

In einer Zeit der tiefsten Sittenverderbniß breitete sich das Christenthum mit reißender Schnelle über die damalige civilisirte Welt aus.

Rom stand unter der Herrschaft seines ersten Kaisers und vom üppigen Hofe des Cäsar Augustus ergingen die Befehle bis an die fernsten Enden der bekannten Erde.

Britannien, Gallien, Panonien, Bithynien, Zilizien, Syrien, Palästina, die Nordküsten Afrikas, ganz Italien und Spanien waren dem römischen Scepter unterthan, und mit der römischen Herrschaft hatten sich auch römische Laster verbreitet. — Bei allen besiegten Völkern war die Ehrfurcht vor den Göttern ihrer Väter mehr oder weniger gesunken, und wie die siegreichen Römer gern und häufig einen Theil des religiösen Cultus andrer Völker annahmen, so ließen sie auch jenen gern einen Theil ihrer sinnlichen, vielverzweigten Götterlehre.

Man feierte in Rom egyptischen und griechischen, geheimen Gottesdienst, man brachte allen Götzen Opfer und fröhnte allen Lüsten. Die Heiligkeit der Ehe war zur Tradition geworden, der Mutterbusen nicht mehr sicher vor dem Dolche des Sohnes.

Der Sklave hatte keine Menschenrechte und der Arme fand die seinigen nicht vor dem käuflichen Richter. — Augustus, der größte Lügner im weiten römischen Reich, hatte sich die Kaiserkrone erschwindelt und beschäftigte das Volk mit Fechterspielen, bei denen das Blut der Gladiatoren, von Löwen und Tigern und von der Hand ihrer Genossen, in Strömen vergossen ward.

So lag die Welt, als fern von dem übermächtigen Rom, auf den Märkten Jerusalems, auf freiem Felde, ja von einem Schiff auf dem See Genezareth, Jesus Christus, der sanfte, einfache, esseische Rabbi, seine heiligen Lehren auszusprechen begann.

Ungeheure Wunder sollen diese Lehren begleitet haben; er gab den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör wieder; von seiner Hand berührt, warfen die Lahmen ihre Krücken weg, nahmen die Kranken ihr Bett auf sich und wandelten genesen von dannen.

Er heilte Aussätzige, trieb böse Geister aus den Leibern der Besessenen, er speiste mit fünf Broden und zwei Fischen 5000 Menschen, und gebot den tobenden Wassern des Meeres das sie ruhig wurden.

Das größte aller Wunder des Erlösers, das, worüber noch heute jeder Denkende in tiefes Staunen versinken muß, die reißende Schnelligkeit mit der seine einfache, edle, strenge Lehre, Eingang fand in die Her-

zen des verdummten, entsittlichten Volkes, berührt die heilige Schrift nur flüchtig.

Schon die ersten Schüler Christi, die welche selbst sein liebevolles, erhabenes Antlitz erblickten, mißverstanden ihn theilweise und legten ihre eignen Erklärungen seinen Lehren unter.

Konnte dies auch anders sein? Christi Lehre einfach und erhaben wie das Sonnenlicht, klar und rein wie der auf das Blüthenblatt sinkende Thautropfen, fiel ja in Ohr und Herz irdischer, fehlerhafter, sinnlicher Menschen. — Wie Thau und Sonnenlicht, diese himmlischen Labungen, von jedem einzelnen Wesen der irdischen Pflanzenwelt zu einer andern irdischen Gestaltung verarbeitet werden, so wird auch die Lehre Jesu in jeder Menschenseele verändert, verwandelt, nach ihrer Individualität, aber sie ist für jede auch Erquickung, Erleuchtung, Lebensbedingniß, Verbindungsmittel mit dem Ewigen, Unendlichen.

Der Lehre Jesu waren die Wunder, von denen die Evangelisten erzählen, als Bestätigungsmittel ihrer Wahrheit nicht nöthig. — Die Menschheit bedurfte der Belehrung, gerade damals, in dem Abgrunde von Laster, Sklaverei und sinnlicher Genußsucht, und wie in der Natur, die Hitze nicht blos mit dem kühlenden Regen wechselt, sondern ihn buchstäblich erst erzeugt, so erzeug-

ten alle Zeiten moralischen Verfalls mit Nothwendigkeit ihre Propheten; die schlimmste Zeit den erhabensten derselben, den Weltheiland; dessen heilige Lehre in ihrer schlichten Einfachheit noch nach Jahrtausenden nicht ganz verstanden ist, von der Menschheit, aber aus deren unscheinbarer Wurzel alle menschliche Tugend erwächst, an deren Rand sich die Kunst fest rankte, und ihre tausendfachen duftigen Blüthen eröffnete, unter deren heiligen Schatten die Wissenschaften gedeihen und Früchte tragen, die den Erdball segnend in einen Garten Gottes verwandeln.

Sechstes Kapitel.

Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, ächten Wunder so
Alltäglich, so natürlich werden.

Lessing, Nathan.

Auf allen diesen Welten
Leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern.
Aber alle denken an Gott und freuen sich Gottes.

Klopstock, Messias.

Wo das menschliche Auge hinblickt auf dem Runde dieser schönen Erde, überall begegnet es Wundern, wenn Wunder nämlich dasjenige ist, was wir mit unserm endlichen Verstande nicht vollständig erklären, mit unserm beschränkten Kräften nicht nachahmen können.

Das Keimen jeder Pflanze schon ist ein sich ewig wieder erneuerndes Wunder. Wir wissen zwar, daß die Keimkraft in jedem Samenkorn verborgen liegt, sorgsame Forscher haben das neu entstehende Leben in seiner

Entwickelung von Moment zu Moment genau beobachtet, aber was wir darüber wissen, ist auch nicht im Entferntesten die Erklärung des wunderbaren Vorganges, der ein neues Leben aus dem Verwesenden entstehen läßt. Dies Wunder ist ein Naturgesetz. Tausende ihm ähnliche walten rings um uns, neben uns, in uns, denn ist es nicht auch ein Wunder, daß die Eingeweide jedes Thiers die Kraft haben, Stoffe, die sie in sich aufnehmen, vollständig zu verwandeln, Gras und Korn, Früchte und Kräuter zu Blut, Fleisch und Milch zu machen?

Ist nicht die Entstehung jedes Menschen ein heiliges Wunder? ein Wunder, durch das Gott besonders das weibliche Geschlecht ehrte und erhob, dem er die werdende Menschheit an's Mutterherz legte?

Das Leben des Erlösers bezeichnet die biblische Erzählung als ein andauerndes Wunder in seinem Beginn, seiner Fortdauer, seinem Ende. — Christus, so sagt sie, war der Sohn einer Jungfrau aus dem Geschlechte Davids.

Das jüdische Volk, in dessen Mitte Christus geboren ward, erwartete seit langer Zeit einen Erlöser. Denn immer, wenn das kleine Volk in die Knechtschaft anderer Völker gerathen, waren Männer in ihm aufgetreten, die es zu Kampf und Sieg gegen seine Bedrücker geführt.

Moses befreite es aus dem Elende Egyptens, Esra führte es aus der babylonischen Gefangenschaft. Die Maccabäer machten es frei vom assirischen Joche und wir hören sogar von heldenmüthigen Frauen, die ihr Leben und ihre Ehre einsetzten, um ihr Volk vor Unterdrückung zu bewahren.

Doch nicht blos wackere Kämpfer für irdische Freiheit erstanden unter diesem merkwürdigen und hochstehenden Volke. Die Propheten, großdenkende Männer, die ihre Zeit weit überragen, führten es immer wieder zurück von der Götzendienerei, zu der die umgebenden Nachbarvölker es verleiteten, und befestigten durch ihre Lehren, durch ihre kräftigen Ermahnungen aufs neue den Glauben an den einigen Gott, den Moses zum Grundstein seiner Gesetze gemacht.

Der Glauben an den einigen, ewigen, gerechten Gott war das Band, durch welches das jüdische Volk auch als Volk zusammengehalten wurde und da alle Sittengesetze auf demselben ruhten, indem sie als directe Befehle dieses gerechten Gottes angesehen wurden, so war es von höchster Wichtigkeit, diesen Glauben in seiner Reinheit zu erhalten.

Seit Palästina eine römische Provinz geworden, schlich sich römische, egyptische, griechische Götterlehre und mit ihr römische Laster, römische Ueppigkeit bei

dem jüdischen Volke ein. — Der Vierfürst Herodes war zum römischen Schmeichler geworden, um sich die Herrschaft in Palästina unter römischer Oberhoheit zu sichern und an seinem Hofe war römische Unsittlichkeit guter Ton.

Aber nicht blos der weltliche Fürst, auch die Priesterherrschaft des jüdischen Volkes schmeichelte dem römischen Hof und dessen Sateliten, denn auch sie wollte sich ihre Macht, ihren Einfluß auf das Volk, ihre Einkünfte und Würden, durch römischen Einfluß sichern lassen. — Es war eine Zeit tiefer Entwürdigung eingetreten, bei Fürst und Priesterschaft der Juden, und so hofften denn alle Bessern aus dem Volke, daß Gott der Herr durch einen neuen Propheten dem Elende ein Ende machen würde.

Alle früheren Propheten hatten einen solchen, der der größeste und erhabenste von allen sein sollte, verkündig. Aus dem Geschlechte Davids, des größten israelitischen Königs, sollte er stammen.

Alle Propheten, Moses nicht ausgenommen, hatten die Kenntnisse, die sie besaßen, mit menschlicher und wohl erlaubter Klugheit benutzt, dem Volke durch Handlungen zu imponiren, die von demselben, vielleicht ohne ihr Zuthun Wunder genannt wurden. Wunder — nennen wir so, die schnelle und passende Benutzung von Naturgesetzen, die zur Zeit noch der Masse unbekannt

sind. So hat es bis zu unsren Tagen Wunderthäter gegeben, so wird es Wunderthäter geben, so lange im Schooße der reichen Natur noch Kräfte liegen, welche vergangene Zeiten nicht zu benutzen verstanden. — Versteht man aber unter Wundern die Aufhebung bekannter Naturgesetze durch Menschenkraft, so sind nie Wunder gethan worden, denn alle Naturgesetze sind als Gottes unmittelbarer Wille, unwandelbar. Der Mensch kann sie benutzen, aber nicht verändern und auch Gott ändert sie nicht, denn Er ist unwandelbar wie sein Gesetz.

Die Geburt Christi wird als das erste Wunder seiner Erscheinung betrachtet. — Zwei Jahrtausende liegen zwischen jenem großen Moment der Weltgeschichte und dem Heute, eine Zeitepoche, von der sich der Mensch keine Vorstellung machen kann.

Ist es nothwendig, kann es unsre Ueberzeugung von der Erhabenheit der christlichen Lehre bestärken oder schwächen, wenn wir durch unser Nachdenken eine Bestätigung oder Widerlegung der Erzählung zu erlangen suchen, daß der Erlöser von einer Jungfrau geboren sei.

Wer des Wunders *bedarf*, um die Größe und Wahrheit der Lehre Jesu zu erkennen, dem möchte Schleiermachers Wort über die Geburt des Erlösers nicht unbedeutend erscheinen. — Der große christliche Denker sagt: „Wenn es nicht zu leugnen ist, daß der erste Mensch

unmittelbar aus der Hand Gottes hervorging, wenn die Entstehung desselben ein Schöpfungsact war, so ist die Wiederholung desselben keine Auflösung eines Naturgesetzes; sie ist dann nur ein Wunder in derselben Weise, wie die ganze Schöpfung ein Wunder ist, und für den kleinen endlichen Menschengeist ewig bleiben wird."

Mein Herz bedarf keiner Zeichen und Wunder, um die Göttlichkeit der Lehre Jesu, die erhabene, echt menschliche Reinheit seines Wandels zu begreifen. — Die Geschichte seines Lebens in der einfachen Erzählung der Evangelisten, die Erhabenheit dessen, was sie schlicht und ohne Kritik mittheilend, sehr oft nicht einmal ganz zu fassen scheinen, ist die Geschichte des selbstlosen, von Liebe für seine Mitmenschen, von tiefster Ehrerbietung gegen Gott erfüllten Menschen, der seine eignen, die Menschheit zur Vervollkommnung führenden Lehren in ihrem ganzen Umfang mit vollkommenster Treue erfüllte.

Blatt für Blatt enthalten die Evangelien Worte und Thaten des Erlösers, die das Menschenherz warm und weich noch nach Jahrtausenden berühren und uns und allen die nach uns kommen werden, zuzurufen scheinen: So soll der Mensch fühlen und handeln und so kann er auch fühlen und handeln, wenn er die Selbst-

sucht ablegt. — Wer Gott über alle Dinge liebt und seinen Nächsten wie sich selbst, der kann nach der Vollkommenheit streben und wird sie erlangen. Christus hat sie in menschlicher Weise unter den Bedingungen, die das Erdenleben als solches auferlegt, erreicht.

Es würde vor meinem Herzen und Gefühl eine Erniedrigung der Wunder Christi sein, müßte ich ihn für ein Wesen halten, mit höheren als menschlichen Kräften begabt. — „Er hat uns ein Vorbild gelassen, das wir nachfolgen sollen seinen Fußtapfen, sagt der Apostel, aber die Last, die ein Riese hebt und mit Leichtigkeit fortträgt, fortschleppen zu wollen, wäre von mir ein thörichtes Beginnen — ich habe ja nicht die Kraft, die ihm ohne sein Zuthun und Verdienst zu Theil geworden. — Der Mensch Christus, der menschliche Bedürfnisse, Wünsche, Hoffnungen mit mir theilt und der seine menschliche Kraft so schulte und durch stete Uebung vervollkommnete, daß sie alle, auch die schwersten irdischen Verhältnisse überwand; der nie schalt, wenn er gescholten ward, den kein Leiden beugen konnte, den es nie unmuthig und zaghaft machte, wenn er selbst von denen, die er innigst liebte, mißverstanden ward, der für seine Peiniger noch freundliche, liebevolle Gedanken, für seine grausamen Mörder sanfte Vergebung hatte; diesen aber kann ich als mein Vorbild betrachten, ihm

nachzufolgen streben und in diesem Streben mir meinen Antheil der Menschenwürde mir sichern.

Von dem Menschen Christus kann ich es natürlich und in der Ordnung finden, daß er nicht die höchst mangelhaften irdischen Verhältnisse änderte, sondern sich ihnen in Demuth fügte, und indem er dem Kaiser gab was des Kaisers ist und Gott was Gottes, an seinem menschlichen Platz, alles that, was Gesetz und Pflicht von ihm forderte.

Der Mensch Christus, der jedes Mißverstehen, jeden Verrath, jeden Hohn, der Kränkung und Verachtung mit menschlichem Schmerz empfand und sich aus Pflichtgefühl, aus Ueberzeugung, daß Gott es also wolle, aus reiner Menschenliebe allem, was er leiden mußte, muthig und heitern Sinnes unterwarf, war und wird zu allen Zeiten sein, das Bild höchster, vollkommenster Menschenwürde, die sich aus eigener Kraft unter Gottes Beistand, unabhängig von den Unvollkommenheiten des irdischen Lebens entwickeln kann.

Alles, was das Erdenleben schmerzliches, demüthigendes, qualvolles auf die Menschenseele legen kann, finden wir im Leben Jesu vereint.

Eine zweifelhafte Geburt in den allerärmlichsten Verhältnissen, die aber dennoch das Herz zu stolzen Strebungen verleiten und berechtigen könnte, Verfolgung

schon in der frühesten Kindheit. Eine Jugend in der Fremde und Verbannung. Im kräftigen Mannesalter die Versuchung eine Rolle in seinem Volke zu spielen, die das eigene Ich auf die Höhen des Erdenlebens, zu denen seine Abstammung ihn berechtigte, führen konnte. Nach dem sicherlich schweren Sieg über dieselbe, denn bei seinem ersten Auftreten als Lehrer und Sittenverbesserer seines Volkes, sogleich Zänkereien unter seinen nächsten Anhängern, unter denen, die ihn am meisten liebten und verehrten. Anfeindungen aller Art von der Priesterschaft seines Landes, die sonst stets uneinig, nur in dem Haß gegen ihn stark ist.

Die Ueberzeugung, daß von denjenigen, die er belehrte, kein einziger ihn ganz verstand, kein einziger, als vielleicht der sanfte Schwärmer Johannes, ihm ohne selbstsüchtige Hoffnungen auf irdische Größe folgte. — Die stete Gewißheit vor Augen, daß er einen qualvollen Tod auf sich nehmen müsse, um seinen Lehren Geltung zu verschaffen und endlich dieser Tod selbst, begleitet von allen Seelen- und Körperleiden, die ein Mensch nur tragen kann. — In allen diesen Leiden aber zeigt sich der Weltheiland, wie überhaupt in allen Lagen seines Erdenlebens, gleich gütig, muthig, fest, duldsam, verzeihend und heiter, durch die eigne That den Beweis führend, daß das Glück der Menschenseele vollkommen

unabhängig ist von den äußeren irdischen Verhältnissen des Menschen, daß diese selbst, welcher Art sie auch sein mögen, von dem das Gute wahrhaft wollenden, als Uebungen seiner Kraft und Tugend benutzt werden können und daß einem geschulten Herzen, selbst die Todesqual zu überwinden möglich ist.

Christus ward, obgleich in einem Stall, fern von der Heimath seiner sanften Mutter, doch mit der Aussicht auf den Thron seines Landes geboren, denn sowohl Maria als Joseph waren aus dem Geschlecht des hochverehrten, von seinem Volke unvergessenen Königs David. Daß diese Aussichten sehr bedeutend waren, beweist die Furcht des Tetrarchen Herodes, der in Bethlehem, wo er den jugendlichen Prätendenten vermuthen konnte, alle Knäbchen unter zwei Jahren mit schauderhafter Grausamkeit ermorden ließ.

Sowohl Joseph als Maria müssen Menschen von hoher Tugend, großer Rechtschaffenheit und ungewöhnlich milder Weisheit gewesen sein, denn sie gründeten keinerlei Pläne auf ihres Sohnes Abstammung, obwohl Freunde sie auf die Ansprüche, mit welchen er geboren war, aufmerksam machten. — Der Greis Simeon und die Priesterin Hanna freuten sich und frohlockten laut über den neugebornen Nachkommen ihres Königsgeschlechtes und als das Knäblein zum ersten Mal von seiner

Mutter in den Tempel getragen ward, sagte der Erstere vor dem versammelten Volke, Gott beglücke ihn noch in seiner Sterbestunde, da er ihm gestatte, das Angesicht seines Herrn zu sehen. — Das Aufsehen, daß die Geburt dieses Kindes verursachte, war es ja auch, was Herodes beunruhigte, und feige, elende Furcht vor dem Verlust seiner Krone, die er der demüthigenden Gnade der römischen Unterdrücker verdankte, bewog ihn zu der Ermordung der Kinder in Bethlehem. — Er glaubte den gerechten Anspruch eines Nachkommen Davids, in Blut ersticken zu müssen, um den Rang zu behaupten, welchen er schmachvoll durch Verrath seines Volkes errungen.

Aber das Kind, vor dessen Existenz er zitterte, war seiner Grausamkeit entgangen. — Joseph und Maria waren mit demselben in aller Stille nach Egypten geflohen. Hier in dem Lande, das auch Moses erzogen, verlebte Jesus Christus eine stille, aber sicherlich von Liebe und Weisheit gepflegte und beschützte Kindheit. — Ob ihm hier durch die Lehren der Priester, in seiner jungen Seele der Grund gelegt ward, zu der Ueberzeugung, die er durch sein ganzes Leben so glorreich bestätigte, zu der Ueberzeugung, daß das ächte, rein menschliche Glück unabhängig von allen äußeren Verhältnissen, von allen Qualen und Leiden des Erdenlebens gepflanzt,

gepflegt und erhalten werden müsse, in der eigenen Brust, daß es nichts andres sei, als die Uebereinstimmung unsrer Gedanken und Thaten mit dem Sittengesetze, als dem uns deutlich erkennbaren Willen Gottes?

Ob diese große Ueberzeugung ohne äußere Anregung durch Lehren in seiner eigenen großen Seele still erwuchs? — wer weiß das und was könnte uns die Bestätigung der einen oder der andern Meinung, auch heute nach zwei Jahrtausenden noch nützen?

Gewiß ist, daß durch alle Jahrhunderte hindurch, in allen Zeitläufen, bei allen denkenden Menschen das Maaß ihrer Tugend, Selbstvergessenheit und Liebe stets genau übereingestimmt hat, mit dem Maaße ihrer Seelenheiterkeit, d. h. ihres von äußeren Einflüssen frei erhaltenen Glückes.

Die Ahnung eines solchen Glückes liegt schlummernd in jeder Menschenseele, bei Ihm, dem menschlichsten aller Menschen, erwachte sie früh genug, um auch seine Kindheit und Jugend von jeder Befleckung durch Selbstsucht frei zu erhalten. — „Und er wuchs und nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade und ward wohlgefällig Gott und dem Menschen,“ sagt die heilige Schrift von dem Knaben Christus, und nie ward ein höheres Lob in einfacheren Worten über ein Kind ausgesprochen. Denn die ächte Unschuld, jene der Jugend angehörige

Heiligkeit, die aber nicht denkbar ist, ohne die Voraussetzung eines voll entwickelten Rechtsgefühles in der jungen Menschenseele, ist das Schönste, was Menschenaugen erblicken können. — Unschuld, die nichts andres wäre, als ein instinktives Meiden des Unreinen und Bösen, ja vielleicht nichts weiter als bloße Unbekanntschaft mit demselben, ist durchaus verschieden von jener, der nächste Moment der Versuchung kann sie in ihr finstres Gegentheil verwandeln. Immer das Gute wollen, muß auch die unschuldigste Kinderseele und das Gute schnell und leicht und in allen Fällen von seinem Gegentheil unterscheiden können, ist die erhabenste aller menschlichen Naturanlagen.

Sie ist leider nur in sehr seltenen Fällen ungetrübt in einer Kinderseele zu finden. Die kleinste Eitelkeit schon wird sie schwächen. Ein Kind, das durch Lob früh verhätschelt ward, wird nur zu leicht das, um dessentwillen man es rühmt, dem, was es sonst sehr wohl als Recht erkannt, vorziehen. Feigheit umdüstert sie noch leichter in einer Kinderseele, denn es gehört Muth dazu, das Rechte zu wählen, auch da, wo es Schmerz und Unannehmlichkeit verursacht und das ist in diesem Erdenleben auch in der Kindheit schon sehr oft der Fall. — Es ist uns aus der Kindheit des Erlösers nur sehr wenig von den Evangelisten aufbehalten

worden, aber dies wenige ist ein Zug der erhabensten kindlichen Unschuld.

In seinem zwölften Jahre nahmen ihn seine Eltern zum ersten Mal mit nach Jerusalem und in den Tempel.

Tief erregt hatte der Knabe dort den Unterredungen der Schriftgelehrten gehorcht und als die Seinen fortgingen, blieb er allein an dem heiligen Orte zurück. — Die Eltern suchten ihn mit Angst bei allen ihren Freunden und endlich auch im Tempel, wo sie ihren Knaben fanden, mitten unter den Weisen seines Volkes, die er durch seine verständigen Fragen und ruhig ausgesprochenen Gedanken in Erstaunen setzte. Die Mutter machte ihm Vorwürfe, weil sie durch sein Zurückbleiben in große Besorgniß versetzt worden, aber ohne Furcht antwortet er ihr: Soll ich nicht da sein, wo meines Vaters ist?

Diese einfache Erzählung zeigt es mit voller Deutlichkeit, daß schon damals in so zarter Jugend, Christus seinen großen Beruf erkannt habe. — Er, der in Armuth und Niedrigkeit geborene Abkömmlung eines Königsstammes wollte seinem Volke das Höchste geben, was der Menschheit auf Erden zu Theil werden kann: Freiheit! — Freiheit des Geistes, des Gedankens, jene Freiheit, die aller Tyrannei trotzt, weil sie Leid und Tod nicht fürchtet, aber Freiheit in diesem Sinne ist nichts andres, als volle kindliche Vereinigung der Menschenseele mit

dem Willen Gottes. Christus war gewiß und wahrhaftig der Sohn Gottes und sein Menschenwillen ging auf im göttlichen.

Etwas andres kann die Bezeichnung: Gottes Sohn bei einem Wesen menschlichen Geschlechtes nicht wohl heißen. — Die ganze Schöpfung, vom kleinsten Sandkorn auf der kleinen Erde bis hinauf zu den ungeheuersten Weltenbällen, das geringste Thierchen im Wassertropfen so gut wie die erhabenen geistigen Wesen, die vielleicht den großen Weltenraum mit Leben erfüllen, ohne an einen einzelnen Sterne gefesselt zu sein, jeder Theil des Alls ist ja ein Kind, weil eine Schöpfung Gottes und in diesem Sinne war der niedrige, neben Christus am Kreuze sterbende Verbrecher eben so wohl Gottes Sohn, als er der milde Weltheiland.

Aber Christus spricht es in seiner erhabenen Bergpredigt selbst aus, daß Tugenden die Menschenseele mit Gott vereinen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen, sagte er (Matthäi 5, V. 9) und das Aufgehen des menschlichen Willens im Willen Gottes ist sicherlich der Weg, der einzige dem Menschen offene Weg zur innigsten Vereinigung mit Gott.

Schon der Knabe Christus fühlte sich Gottes Kind, weil seine junge Menschenseele tief und ganz erfüllt war von dem Vorsatze, das Reich Gottes auf Erden, von

dem alle Seher und Propheten seines Volkes gesprochen, herzustellen.

Früh, sehr früh wußte der Jüngling schon, daß dies Gottesreich hergestellt werden müsse durch den Geist, durch Tugend, Wahrheit, Rechtlichkeit, Treue und endlich durch volle Ergebung in den Willen Gottes, der sich uns in dem was wir Schicksal zu nennen gewöhnt sind, offenbaret.

Aber auch nur er allein, unter allen seinen Umgebungen, er allein von allen seinen Schülern wußte und erkannte dies.

Es ist dies indeß eine Wahrheit, die in jeder einzigen Menschenseele ihre volle Bestätigung findet.

Die Welt ist vollkommen überall.

Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,

sagt unser unsterblicher Dichter; wahrer aber wäre der Gedanke, die Welt ist überall vollkommen, wo menschliche Schuld und Thorheit sie nicht unvollkommen machte.

Eine vollkommene Welt könnte nur existiren, wenn jeder einzelne Mensch vollkommen wäre.

Nicht Befreiung vom Joche tyrannischer Fürsten, nicht Befreiung von Armuth und Mangel, selbst nicht Befreiung von Krankheit und Tod könnte die Welt ganz vollkommen machen, obschon jede Befreiung von irgend einer Last oder Noth, zu Vervollkommnung, zu ihrer Verbesserung

beiträgt. Christus aber sollte und wollte der Welt nicht blos die Mittel zu einzelnen Verbesserungen geben. Er, der vollkommene Mensch, zeigte uns einmal durch sein Beispiel, daß solcher auch bei den schrecklichsten Unvollkommenheiten, die ihn umgeben und Leid erregend auf ihn einwirken, doch seine eigne Vollkommenheit, zu der nothwendig auch das Gefühl ruhiger, eigener Würde gehört, bewahren könne. Er gab uns dann aber auch Lehren, die von jedem Einzelnen jeder Zeit befolgt, die Vollkommenheit des Weltganzen sicher hervorbringen würden. — Denn eine vollkommene Menschheit, in Liebe und Thätigkeit vereint, würde und müßte sehr bald diejenigen irdischen Unvollkommenheiten überwinden, die jetzt aus der Natur hervorzugehen scheinen. — Mit dem Verschwinden von Haß, Neid und Eifersucht schwände Krieg, Mord und Diebstahl, mit dem Verschwinden aller sinnlichen Unmäßigkeit eine große Zahl, ja vielleicht alle Körperleiden und Krankheiten. Treue, Wahrheit und Aufrichtigkeit hätten Glauben und Vertrauen als natürliche Begleiter. Mit der Einkehr jener reinen Menschenliebe, die nach dem Gebote des Erlöser den Besitzer von zwei Röcken veranlaßt, den einen dem abzutreten, der keinen hat und auch noch den Mantel ihm zu leihen, wenn er von einem Bedürftigen um den Rock gebeten wird; schwände

ganz von selbst das Gespenst der Armuth und gemeinsame Thätigkeit aller Menschen, jedes einzelnen in seinem Beruf und nach seinen Kräften, würde sehr bald dies Erdenrund zu einem Paradiese umgestalten, zu jenem Eden, das in einem alten Freimaurerliede geschildert wird:

Wo in der Unschuld Heiligthum
Das Lamm bei Tigern ging,
Wo Zweig an Zweig und Blum an Blum
In Liebesknoten hing.

Jenes Lied spricht von diesem Zustande als von einem schon dagewesenen, es beginnt mit einer der Bibel nacherzählten Schöpfungsgeschichte:

Die alte Finsterniß entwich,
Die Wüste ward erhellt,
Da baute Gott, der Schöpfer, sich
Zum Tempel diese Welt!
In Eintracht wandelte die Schaar
Der lichten Sterne fort,
Und Liebe, lauter Liebe war
Das große Schöpfungswort.

Gott gab uns durch Christus im Christenthume das Bild der Welt, wie sie sein könnte, sein sollte, wie

wir Menschen sie uns selbst zu schaffen berufen und befähigt sind und wenn diese Welt nicht ist, was sie sein könnte, so wissen wir als Christen, daß die Schuld davon nicht in Gott, sondern in uns selbst liegt.

Auch die Bibel erzählt dies in der Geschichte vom Sündenfalle des ersten Menschenpaares.

Wohl ist diese kindlich einfache Erzählung dem frühen und geringen Bildungszustande angemessen, in dem Moses sein Volk fand. Sie scheint mir ein Gleichniß, wie sich deren auch Christus in seinen Volksbelehrungen so oft, so schön und mit so großem Erfolg bediente, aber sie zeigt, daß auch jener große Menschenkenner die Unvollkommenheiten des Erdenlebens als natürliche Folgen der menschlichen Fehler betrachtet.

Vervollkommnungsfähig ging dieser Erdenstern aus der Hand des Schöpfers hervor, ihn mehr und mehr zu vervollkommnen ist des Menschengeschlechtes irdischer Beruf, seine höchste Freude, seine erhabene Bestimmung. Das eigentliche Weh des Menschenlebens aber, der tiefe, herzzerreißende Jammer, die den Einzelnen, die oft Familien, ja Völker betreffen, sind Menschenwerk und könnten durch gemeinsamen Willen desselben und zwar durch allgemeine genaue Befolgung der Gebote des Christenthumes ausgerottet werden.

Daß die Befolgung dieser Gebote, der menschlichen

Natur nicht unmöglich sei, beweist das Leben dessen, der sie nicht nur gab, sondern bis zum letzten Athemzuge auch genau befolgte — und zwar befolgte unter den schwersten Umständen, unter Feinden, Neidern und Verläumdern, bei ungeheuern Versuchungen zum Vergessen seiner eignen Lehren, Versuchungen, unter denen auch ein edles Menschenherz sehr leicht hätte erliegen können.

Jesus Christus, der schon als zwölfjähriger Knabe mit ahnungsvoller Seele erkannt hatte, daß das Glück, der Menschheit, Eins und dasselbe ist mit ihrer Tugend, daß nicht Befreiung vom Joche äußerer Tyrannei, sondern Befreiung der Willenskraft vom Joch der Sinne, wahre Freiheit ist, war ein Abkömmling durch beide Eltern, von dem größten und geliebtesten Könige Israels, von jenem David, dessen Großmuth und große Thaten die Geschichte seines Volkes so rührend als einfach erzählt. — Seine Geburt und Jugend fällt in eine Zeit, die einen Volksaufstand nicht nur begünstigt, sondern wahrlich auch entschuldigt hätte.

Jener Vierfürst Herodes, der sich der Gewaltthat des bethlehemitischen Kindermordes schuldig machte, war ein ekelhafter Schmeichler der römischen Weltherrscher, vom römischen Hofe hatte er sich seine Fürstenwürde bestätigen lassen, römische Soldaten lagen in Jerusalem

und andern Städten Judäas und Palästinas und gaben durch ihren heidnischen Götterdienst und durch den so natürlichen und gewöhnlichen Siegerübermuth der Priesterparthei, zu welcher die reichsten und achtbarsten Bürger gehörten, doppeltes Aergerniß, während das geringe Volk durch Abgaben an die römischen Eroberer, durch Abgaben an den verschwenderischen üppigen Herodes und durch Abgaben an die Priester und den Tempel dreifach gedrückt war.

Aller Augen erwarteten einen Helfer in diesen Nöthen. Herodes, freilich für seine Krone zitternd, und die Priester fest entschlossen, ihn zum Werkzeuge ihrer Parthei zu machen, das Volk aber, in der festen Ueberzeugung, daß er beides, das römische Joch und die Tyrannei des Herodes brechen und nebenbei auch die Priesterschaft in ihre Schranken zurückführen würde.

Die Zeit war damals eben so traurig und niederdrückend für die Mehrzahl der Menschen, d. h. für die Besitzlosen, als sie für die Minderzahl, für die Mächtigen und Reichen, verderbt, sittenlos, ohne Treue und Ehre war!

Denn die Sittenlosigkeit der Reichen ist es, die das Elend der Armen erzeugt. Die verschiedene Vertheilung der irdischen Güter ist eine Naturnothwendigkeit; sie beruht zum großen Theile auf der verschiedenen geistigen

Begabung der Menschen und in ihr liegen tausend Quellen der schönsten menschlichen Glückseligkeit.

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", ist eines der schönsten Worte des Erlösers. Barmherzigkeit, Mildthätigkeit, Großmuth sind Tugenden, die zum Theile auf der die verschiedenen Vertheilung irdischer Güter beruhen und Menschheit würde einige ihrer schönsten Blüthen verlieren, in einer Welt, wo irdisches Gut jeden in gleichem Maaße zugemessen wäre.

Irdisches Gut, mit Grausamkeit und Habsucht zusammengerafft, in sinnlichen Genüssen des Besitzers vergeudet, prahlerisch zur Schau gestellt vor den Augen des Armen, giebt dem Reichen keine Freude und verdoppelt die Qual des Armen, während Reichthum, verwendet zur Beglückung anderer, durch Beschützung und Hebung von Kunst und Industrie, erworben durch edle Benutzung der eignen Verstandeskräfte und mäßige wohl belohnte Benutzung ihrer Arbeitskräfte, die das Mittel des Armen sind, sich das tägliche Brod zu schaffen; eine klar strömende Quelle des Glückes, nicht nur des Reichen, sondern auch aller neben ihn lebenden Armen ist.

Es ist freilich zu allen Zeiten wahr gewesen und geblieben, daß nur in seltenen Fällen der Reichthum in dieser Weise benutzt und segensreich gemacht wird und

jener Ausspruch Christi „es ist eher möglich, daß ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gezogen werde, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme, bezeichnet sehr deutlich, den Zustand, in welchem die Reichen seiner Zeit sich befanden.

Mit an Ekel grenzender Verwunderung lesen wir in den Memoiren und Geschichtsbüchern jener Zeit von der Verschwendung der römischen Großen. Von der Völlerei, deren sie sich überließen, von ihrem wahnsinnigen, allem Schönheitssinn Hohn sprechenden Kleiderprunk, von der Anzahl ihrer Sklaven, der weichlichen Ueppigkeit ihrer Hausgeräthe.

Die Mittel zu dieser tollen und garstigen Verschwendung konnten nicht aus der Bebauung ihres Bodens fließen, waren auch nicht Erzeugnisse von Handel oder Kunstfleiß. — Die Römer verachteten den Handel, das Eisen war ihr Mittel, sich Gold zu schaffen, mit den Schwerter öffneten sie die verschlossenen Truhen in den Ländern, die sie eroberten und damals, wie auch wohl in spätern Zeiten, fanden sich in jeder bezwungenen unterdrückten Provinz, feige, feile Schurken, die den habsüchtigen Siegern halfen, und Verräther und Diebe zugleich, gegen einen Antheil der Beute, das redlich erworbene Gut ihrer Mitbürger, den Landesfeinden in die Hände spielten.

Solche Reiche waren es denn auch, denen Christus die Möglichkeit abspricht, das Himmelreich zu erlangen und wie wahr sein Wort ist, hat gewiß jeder gefühlt, der unredlich erworbenes Gut, auf eignen Sinnengenuß verschwendet. Das Himmelreich, auf das wir nach unserm Tode hoffen, muß während unsres Erdenlebens schon beginnen. Beginnen in uns selbst in Gewissensfrieden, Seelenheiterkeit, Ruhe in Gott, Freude an seinen Werken, in Menschenliebe und vor allem in Unabhängigkeit von den Genüssen der Sinne.

Wir alle wissen es und sehen es täglich vor unsern Augen bestätigt, daß der Tod unsern Körper, der für sinnliche Freuden und Genüsse befähigt und empfänglich ist, in seine Urbestandtheile zerlegt.

Sie haben nothwendig ein Ende wenn wir gestorben, dagegen kann die festeste Ueberzeugung von unsrer Unsterblichkeit uns nicht verblenden. Unsre Freude an Gottes Werken aber könnte vielleicht wesentlich erhöht werden durch die Befreiung unsres Ichs von dem Bande, das uns vermittelst des irdischen Körpers, an die Erde knüpft. O, wenn das denkende Ich sich hinaufschwingen könnte von diesem kleinen dunkeln Stern, mit der Schnelle des Lichtstrahls die Weltenräume durcheilend und die Himmel in allen ihren Tiefen erblickend, geschmückt mit den zahllosen Welten, so verschieden in ihrem Bau und

doch in ihren Bahnen erhalten durch gleiche Gesetze und bewohnt von Geistern, wohl ungleich an Kräften und Leibern, aber alle Gott denkend und sich seiner freuend.

Wenn der Mondstrahl uns hinaufzöge zu dem glänzenden Begleiter unsrer Erde und wir von seiner uns zugekehrten Seite, den kreisenden Ball erblicken könnten, schimmernd in verschiedenfarbigem Lichte, das bald golden erglänzt, wo es auf den Sand der Wüste, bald silbern, wo es auf den Spiegel des Oceans fällt, bald grünlich, wo die weite Savanne ihren Sammtmantel ausbreitet.

Freude an Gottes Werken! O, die sie hier auf Erden schon so warm empfanden, Kepler und Humboldt, Newton und Galilei, Copernikus und Arrago und so viele andre, die ihr irdisches Leben setzten an die Erforschung des Erdensternes. John Franklin und seine wackere Mannschaft, La Peyrouse und seine Begleiter, werden sie sich treffen in jenen unendlichen Welträumen, ihre eigne Freude an der ihrer großen Gefährten zu erhöhen?

„In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen," sagt der Weltheiland und ob er gleich kein Versprechen knüpft an diesen schlichten Ausspruch, so bestätigt er doch in der verlangenden Menschenseele die Hoffnung, in einer dieser Wohnungen die zu finden, die ihn im

kurzen Erdenleben auf die Schönheit derselben so freundlich aufmerksam machten.

Gewissensfrieden, Seelenheiterkeit, Ruhe in Gott die natürlichen Folgen der Unabhängigkeit von der Macht sinnlicher Genüsse und des ernsten, dauernden Strebens, das Gute auf Erden zu wahren, müssen schon im Erdenleben vorherrschend sein in der Seele des Menschen, der die rechte Freude an Gottes Werken empfinden soll. — Die Befolgung der Lehren des Heilandes giebt sie und die Liebe überwindet selbst den Tod, denn der Mensch Jesus Christus, starb am Kreuze für seine Menschenbrüder.

Das jüdische Volk, in Knechtschaft und Elend versunken, sehnte sich nach einem Erlöser und viele Tausende knüpften ihre Hoffnungen auf Befreiung vom römischen Joche und den Beginn einer neuen Aera der Volksgröße Israels, sicherlich an den jugendlichen Nachkommen Davids, dessen Recht auf, an den Thron, die Furcht des älteren Herodes sehr deutlich bestätigte.

Ein Verwandter Jesu, der um wenige Monate ältere Johannes, Sohn des Priesters Zacharias und seiner Gattin Elisabeth, hatte wohl von Jugend auf mit ihm in tiefer geistiger Berührung und im innigsten Freundschaftsbunde gestanden. Er kannte die großen Gedanken seines Jugendgenossen, die Gedanken, durch Lehre und

Beispiel der Menschheit den Weg zum wahren Heil, zum einzig möglichen Glücke zu zeigen, auch sein Herz war erfüllt von diesem Gedanken und nachdem er sich durch Fasten und Beten, durch tiefes ernstes Nachdenken darauf vorbereitet, begann er dem erstaunten Volke zu verkündigen, daß eine neue Zeit für dasselbe anbrechen, daß ein Prophet unter ihnen erscheinen würde, der alle seine Vorgänger an Weisheit, Kraft und Güte überrage.

Es ist wohl natürlich, daß eine solche Verkündigung von großer Wirkung auf alle Gemüther sein mußte. Es ist ferner eben so natürlich, daß viele Menschen an den Knaben aus dem Geschlecht David dachten, der zwar bisher in tiefer Stille gelebt hatte, aber doch zum Manne, zu einem weisen Mann herangewachsen war. Es scheint mir natürlich, daß Personen von der Priesterparthei diesen Mann zu ihrem Werkzeuge zu benutzen hofften, um den regierenden Fürsten Herodes, einen Sohn des älteren und ebenfalls, wie sein Vater von römischer Macht unterstützt und abhängig, zu stürzen. — Während Jesus Christus und sein Freund Johannes in der Wüste sich durch Studium und Gebet auf sein schweres Lehramt vorbereitete, schickten diese Personen ihre Boten zu ihm, ihn an sein Recht auf den Thron zu erinnern, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß

jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, dies Recht geltend zu machen, das Volk von der römischen Herrschaft befreien, ja vielleicht die Weltherrschaft der Römer zu brechen und eine neue Aera in der Weltgeschichte herbeizuführen. — Es war nicht so schwer, solchen Träumen einen verführerischen Anschein zu geben, es wäre vielleicht möglich gewesen, sie zur Ausführung zu bringen, wenn der rechte Mann sich an die Spitze der jüdischen Volksbewegung stellte. — Die Abstammung des Erlösers, seine erhabene Schönheit, seine außerordentlichen Geistesgaben, die Gelehrsamkeit, die er sich schon in der Jugend gesammelt, alles dies berechtigte jene Parthei wohl in dem jungen Rabbi Jesus von Nazareth den Mann zu vermuthen, der ihre kühnsten Pläne, ihre ausschweifendsten Hoffnungen verwirklichen konnte. — Damals war Jesus noch nicht 30 Jahr alt, also in der höchsten Kraft und Blüthe der Männlichkeit. Er war sich dieser Kraft auch vollkommen bewußt, denn der Mensch, der von früher Jugend auf sich mit dem Plane trägt, für die Menschheit zu sterben, muß auch von Jugend auf seine moralische Kraft gefühlt, und sie gewiß in mannigfacher Weise geübt und auf die Probe gestellt haben.

Die Bibel erzählt, daß der Teufel in der Wüste zu dem Erlöser getreten sei, ihm alle Reiche der Welt gezeigt und ihm die Herrschaft derselben versprochen habe,

wenn er niederknien und ihn anbeten wolle und wohl war es ein schlimmer Feind, der schlimmste Feind der Menschheit, der dem Erlöser menschliche Hoheit bot, für das Aufgeben seines erhabenen Vorsatzes, der Welt durch Lehre und Beispiel zu zeigen, auf welchem Wege die Menschheit das wahre Glück erringen könne.

Christus besaß sicher alle Mittel in sich, den Thron Davids aufzurichten, vielleicht auch das römische Joch nicht blos von Judäa abzuschütteln, sondern es für immer zu brechen.

Wäre es aber der größte Feldherr aller Zeit, der größte Regent des Alterthums geworden, so hätte er nicht der Freund der Armen, der Tröster der Bedrückten, die Zuflucht aller Mühseligen und Beladenen werden können, die noch nach Jahrtausenden durch das Andenken an sein Leben, Denken und Leiden, Frieden und Muth in Millionen Menschenherzen anfachte und erhielt.

Seine große, gütige Menschenseele neigte sich liebend zu den Leidenden, den Vergessenen, den Verachteten, ihnen wollte er das Glück der Armuth, die Erhabenheit der Niedrigkeit, die Geringfügigkeit aller Erdenleiden erweisen, ihnen wollte er durch Lehre und Beispiel, durch Wort und That beweisen, daß es ein Glück giebt, erhaben und unangefochten von allem Wust und Weh

der Erde. — Es war Liebe, Menschenliebe, jenes schönste Eigenthum der Menschenseele, die ihn zu den Geringen zog, in denen er, nicht Amt und Würde, nicht Reichthum und Schönheit, ja nicht einmal Wissenschaft und Tugend, sondern allein die Menschenwürde liebte und ehrte.

Wir sehen in dem späteren Leben, daß er verbrecherischen Männern, verachteten und verworfenen Frauen, daß er Zöllnern und Ehebrecherinnen liebevoll seine Belehrung, ja seines Umgangs genießen ließ, ohne dadurch im mindesten von seiner eigenen Hoheit einzubüßen.

Den Geringen wollte er ein helfender Freund sein und die Liebe überwand schon im Beginn seiner Laufbahn die Versuchung, welche ihm Größe und irdische Hoheit anbot. Christus, der Sohn Davids, wollte nicht Herrscher in Israel, nicht Herr der römischen Welt werden, er wollte der Menschensohn bleiben, der in die Welt gesandt ward, die Sünder selig zu machen.

Daß Christus den jüdischen Thron ausschlug, der ihm von der Priesterpartei angetragen wurde, daß er ihn ausschlug, nicht aus Furcht vor dem Mißlingen, welches seinen Tod herbeigeführt hätte, sondern aus Ueberzeugung, daß der Weg der Tugend, den er lehren und durch sein Beispiel erhellen wollte, der einzige zur wahr-

haften Beglückung der Menschheit sei, davon giebt sein Tod den unumstößlichsten Beweis.

Christus fürchtete kein Leiden, keine Qualen, seine starke Menschenseele war Herr seines kräftigen Menschenleibes, aber er fürchtete jede Sünde, fürchtete also auch ganz gewiß die bei jeder Revolution entfesselte und zum Blutvergießen ermächtigte Volkswuth. Die geistige Macht des Menschen wollte er an sich selbst erweisen, an allen andern bilden. Darum schlug er den Thron aus, den Thron seiner Väter, der ihm durch das Recht der Geburt zukam, den zu erringen er Kraft hatte, er schlug ihn aus, obgleich er gewiß fühlte, daß er ihn würdig ausgefüllt haben würde.

Und die Engel kamen und dienten ihm!

Er wußte, daß er Recht gehandelt! Seelenfriede, Herzensfreudigkeit, Muth zu jeder neuen tugendhaften Anstrengung: das waren die heiligen Engel, die zu ihm kamen und ihm dienten.

Sein Jugendfreund Johannes, der ihn vielleicht von allen Menschen auf Erden am besten verstand, vollendete seine schöne Laufbahn früh und schnell.

Er war einer von jenen entschlossenen und rücksichtslosen Wahrheitsfreunden, die das Böse mit Worten strafen müssen, entstehe auch daraus was wolle.

Er befand sich am Hofe des jüngeren Herodes, der

weniger Tyrann als Wüstling, den großherzigen Volkslehrer gern hatte; — aber Johannes war kein Höfling, unaufgefordert sprach er seinen Tadel aus über die unsittliche Verbindung des Fürsten mit Herodias, der Gattin seines Bruders.

Er traf einen wunden Fleck in dem Herzen der stolzen Frau, die keineswegs gesonnen war sich von ihrem Verbrechen zu trennen,' sondern es vorzog den Tadler verstummen zu lassen. Es ist eine traurige, eine fürchterliche Geschichte, die die Bibel vom Tode Johannes des Täufers erzählt, man kann sie nicht lesen ohne Grausen. — Man kann sie aber auch nicht lesen ohne die erfreuliche Ueberzeugung, daß die Welt vorgeschritten ist im Guten, daß das Christenthum, obgleich nur wenig verstanden, die Menschheit dennoch wesentlich besser gemacht habe.

Auch jetzt findet sich wohl noch Unsittlichkeit selbst an den höchsten Stellen der menschlichen Gesellschaft, aber kein Fürst würde wagen, — was Herodes that — das Haupt dessen fallen zu lassen, der ihm sein Vergehen vorrückte.

Langsam, langsam, aber sicheren Schrittes schreitet die Menschheit vorwärts auf der Bahn der Vervollkommnung, doch was langsam scheint für den einzelnen Sterblichen ist es nicht in der Geschichte unsers Erden-

sterns. — Zwei Jahrtausende sind noch nicht ganz verflossen, seit Johannes starb, seit Christus sein Lehramt antrat, aber mehr und mehr erwächst schon der sich entwickelnden Menschheit das Verständniß für des Erlösers Lehre; und was sind zwei Jahrtausende, für die mit allen ihren Geschöpfen in Vollkommenheit vorschreitende Erde.

Man sagt unser Planetensystem rücke mit allen seinen Sternen dem Sternbilde des Herkules im Weltraum näher. — Auf welchem Standpunkte des Wissens, des Strebens, der Erkenntniß und Uebung des Christenthums wird die Menschheit stehen, wenn nach Millionen Jahren unser Sternenhimmel in jene unendlichen Fernen eingetreten ist?

Der Mensch, in seiner kleinen zerbrechlichen, zu Staub zerfallenden Körperlichkeit, ist das Geschöpf eines Moments auf diesem Erdball. Der Menschengeist, der Gott danken, die Sterne wägen und messen und die Tugend ahnungsvoll als den einzigen Weg zum Glück erkennen kann, ist ein Abbild Gottes, ein Wesen, das mit seinem Körper zugleich die Erdenfessel abstreifen und im All die Sterne aufsuchen wird, auf denen ihm wohl sein kann.

Christus, der vollkommene Mensch, der nie, in keinem Augenblick seines irdischen Lebens, der Herrschaft seiner

Sinne unterthan ward, der Zorn und Wollust, Eitelkeit, Ruhmsucht, Geldgier nie, nie in seiner reinen großen Seele aufkommen ließ, der liebend sich niederneigte zu den geringsten seiner Erdenbrüder und für sie den qualvollsten Tod mit Freuden starb, er war der Herr des Erdballs, Herr seines irdischen Körpers schon im Erdenleben, denn er war ein vollkommener Menschengeist! — Doch ward er dies unzweifelhaft erst, nachdem er alle Prüfungen seines Erdendaseins siegreich überstanden, nachdem er alles gethan und gelitten, was zu thun und zu leiden seine Lebensaufgabe, seine Pflicht gewesen. Sein Tod war der letzte Schritt, der ihn, den Erdgeborenen, jenen großen Geistern zugesellte, die an keinen Stern gefesselt, das All der Schöpfung beleben.

Daß es solche Geister giebt — könnte das die denkende Menschenseele bezweifeln? der kleinste Raum auf dem Erdenstern ist dicht erfüllt mit Leben, sollten nun die unendlichen Räume der Himmel zwischen Stern und Stern unbelebt sein?

Daß die Art der Wesen, welche den unermeßlichen Raum erfüllen für unsre menschlichen, irdischen Sinne unerkennbar ist, kann uns über die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit ihrer Existenz nicht in Zweifel setzen. Unsre Sinne sind die Mittel, welche uns die Eindrücke von dem, was auf Erden körperlich zur Erscheinung

kömmt, zuführen. Das Auge bringt uns das Licht, das Ohr den Klang, aber es ist nicht das Auge das uns belehrt hat über das Dasein und die Natur der Sterne, sondern die arbeitende Seelenkraft ist es. Es ist nicht das Ohr das uns lehrt die ganze Natur sei das sichtbare Gewand Gottes, sondern auch dies ist eine Erkenntniß der Seele.

Unser Auge versagt uns hartnäckig, trotz aller Verschärfungen, die der denkende Geist ihm aufgefunden, die Erkenntniß, ob andre Sterne, ob selbst unser nächster Begleiter der Mond erfüllt sei von Leben, aber der denkende Geist des Menschen hat, wie unsre Astronomen erzählen, bereits die Bedingung aufgefunden, unter welchen körperliche Wesen auf jenem kleinen Sterne leben könnten.

Sehr vieles in unsrer nächsten Nähe, was wir mit unsern Sinnen nie erkennen könnten, erkennt die Seele unmittelbar ohne Beihülfe dieser ihrer bisweilen unzuverlässigen Diener, und wenn uns auch die Sinne niemals Auskunft geben über unkörperliches, so hat doch die Sprache Worte und die Seele daher Begriffe davon. — Sprechen wir nicht von unserm Lieben, Fühlen, Denken, Hoffen, Glauben, — welcher Sinn giebt uns Nachricht von allen diesem? und doch ist es zweifellos in unsrem eignen Ich vorhanden.

Außerdem giebt es gewisse Dinge die wir als unmeßbare und unwägbare Stoffe bezeichnen. Licht, Wärme, Electricität; sie sind so zu sagen Mittelglieder zwischen dem Körperlichen und Unkörperlichen und einem oder dem andern unsrer Sinne noch durch ihre Wirkungen erkennbar.

Ich glaube nicht, daß es Thorheit gescholten werden kann, oder, daß es der menschlichen Vernunft widerspricht, an das Dasein geistiger Wesen, die das All der Schöpfung mit Leben erfüllen, zu glauben. — Ich sage zu glauben. Von Gott wissen wir, obgleich wir seine geistige Existenz wie unsre eigne, nur durch seine körperliche — die Natur — wahrnehmen.

In der Körperwelt sehen wir keinen Sprung. In leisen Uebergängen folgt das größere auf das kleinere; können wir da wohl erwarten, daß der Menschengeist, so beschränkt, gefesselt, so klein und mangelhaft der höchste nächst Gott in der geistigen Schöpfung sei? sollten nicht zwischen uns Erdbewohner noch eine Kette von Wesen fast nothwendig im All existiren müssen, die vollkommner, freier, dem höchsten Geiste unendlich näher ständen als wir?

Wissen können wir es freilich nicht, aber der Glaube daran widerspricht sicherlich weder der menschlichen Vernunft noch der göttlichen Größe und Erhaben-

heit, und da Fortschritt das Wesen der Schöpfung, Fortschritt das heiligste Naturgesetz ist, so kann es für uns Menschen eine erlaubte Hoffnung sein, daß unser Ich, wenn es die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit erreicht hat, einer andern Gesellschaft von Wesen eingereiht worden, die, unter uns zur Zeit unbekannten Bedingungen, eine höhere Stufe der Vervollkommnung als wir zu erstreben haben und erreichen können. Daß Jesus Christus ein vollkommner Mensch war, kann niemand läugnen. Halten doch so viele Christen ihren erhabenen Religionsstifter für Gott selbst, für eine directe Ausstrahlung der göttlichen Natur!

Sagen doch selbst diejenigen Menschen, die eine irdische Existenz Christi ganz und gar in Abrede stellen: das Bild Christi, das seine Schüler von ihm der Welt entworfen, sei das Bild eines vollkommnen, aller menschlichen Schwächen entkleideten Menschen, das Ideal der Menschlichkeit.

Ehren doch Andersgläubige den gütigen Sohn der Maria und weisen ihm einen hohen Platz an unter der Zahl der Propheten.

Er vor allen war also bei seinem Tode jedenfalls reif, in eine höhere Wesenordnung überzutreten und mit Wahrheit konnte er uns versprechen, daß auch wir

diese Reife erlangen werden, wenn wir seinem Beispiele und seinen Lehren folgen.

Wie es nicht zwei Blätter an einem Baum giebt, die ganz gleich sind, so giebt es auch im ganzen Bereich des Erdenlebens nicht zwei Menschenschicksale, die einander ganz gleich sind und verschiedene Geschicke bringen auch verschiedene Pflichten mit sich.

Jeder Mensch aber soll seine Pflichten in seinem Kreise erfüllen, denn dieser ist ihm von Gott zur Uebung seiner Kraft angewiesen.

Der Wirkungskreis Christi war der größte, der bedeutungsvollste auf Erden, aber auch im kleinsten, anscheinend unbedeutendsten kann eine edle, die Gebote Christi genau zur Richtschnur ihrer Gedanken, Gefühle und Handlungen nehmende Menschenseele, sich selbst zur höchsten Reife menschlicher Vollkommenheit bringen, und in allen Lebenslagen kann der wirkende, kämpfende, leidende Mensch an Christus sein reinstes Vorbild finden.

Es ist seltsam, aber sicherlich wahr, daß die vier kleinen Evangelien, die das Leben des Erlösers erzählen, rührende Vorbilder für jede menschliche Lebenslage enthalten.

O wie oft, wie oft hat mein Auge sich mit süßen Thränen gefüllt, wenn ich jene lieblichen Erzählungen las, in denen der Erlöser uns nur als heitrer freundlicher Mensch unter andern Menschen erscheint.

Er suchte nie die Gesellschaft der Vornehmen, seine Begleiter und ersten Schüler waren einfache Männer aus dem Volke. Mit ihnen durchzog er die Städte seiner Heimath und sprach zu dem Volke, schon mit dem geringsten aus demselben, auf Straßen und Märkten, und wo er sich zeigte, da umringte das Volk seine erhabene Gestalt und verlangte seine sanften, trostvollen herzerquickenden Worte zu hören. Er hatte für jeden eine Freundlichkeit, für jeden der sich ihm rath- oder trostbedürftig nahte, ja er trug auch sogar mit jener echten Humanität großer Menschen, den Wünschen derer Rechnung, die mit natürlicher und verzeihlicher Neugierde herbei eilten, den hochgerühmten Rabbi, den Sohn Davids zu sehen, ohne daß sie sonst irgend ein Anliegen an ihn hatten.

Die Geschichte vom Oberzöllner Zächäus, der als der Heiland nach Jericho kam auf einen Maulbeerbaum stieg, indem er zu klein war, um das Volksgetümmel übersehen und jedenfalls auch zu schwächlich, um sich durch dasselbe drängen zu können, und zu dem Christus freundlich sagte: „Steige eilends hernieder Zachäus, denn ich will heute bei Dir essen;“ ist ein so lieblicher Beweis für die herzliche, milde Humanität Jesu. — Wie überglücklich mag der kleine Mann gewesen sein,

da er den erhabenen Gast in sein Haus führen konnte, den zu sehen er beinahe sein Leben gewagt!

Auf der Hochzeit zu Canaan, wo er, wie die Bibel erzählt, Wasser in Wein verwandelte, da dieser auszugehen begann, war er wohl auch nicht der Gast sehr reicher oder vornehmer Leute, weil bei solchen schwerlich Mangel eingetreten wäre, und er hielt es seiner Würde nicht unangemessen, die Heiterkeit der Gesellschaft durch eine kostbare Gabe zu erhöhn. — Freude verbreiten, sich mit den Fröhlichen freun, war auch ein Theil seiner Sendung, ist ein Theil des Lebensberufs jedes Menschen, ist ganz besonders ein wichtiger Theil des weiblichen Lebensberufes, und an das Beispiel des Erlösers sollte jede Frau denken, wenn es ihr jemals kleinlich erschiene, ihren Gatten, ihre Familie, ihre Freunde zu erheitern. — Dem Erlöser, der sich bewußt war, daß sein Beruf ihn in kurzem einem qualvollen, gewaltsamen Tode entgegen führte, ward es möglich mit den Fröhlichen zu scherzen, er erfreute durch seine Gegenwart den Geringen und rief den verachteten Zöllner vom Maulbeerbaum, um in seinem Hause sein Mahl einzunehmen, während ihm dem Sohne Davids, auf welchen damals alle Augen mit stolzen Erwartungen blickten, sicherlich die Vornehmsten mit stolzer Freude Gastfreundschaft gewährt hätten.

Es ist überhaupt im Leben Jesu ein hervorstechender Zug, daß er sich vorzugsweise den Armen und Geringen, ja den Verrufenen und Verachteten näherte.

Zwar standen bei dem jüdischen Volke die Frauen höher in Achtung, als bei vielen andern Völkern des Alterthumes — ein sicherer Beweis für die vorgeschrittene Bildung dieses Volkes — dennoch aber waren es erst das Christenthum und die Lehren Jesu, welche den Frauen die ihnen angemessene Stellung und Würde in der bürgerlichen Gesellschaft gaben. Christus ist ganz eigentlich der Erlöser des weiblichen Geschlechtes und die christliche Religion die Befreierin desselben von heidnischer Knechtschaft.

Unter der nächsten Umgebung Jesu nennt die Bibel schon früh einige Frauen, die auf seine Lehren mit hoher Andacht lauschten und die er seiner besondern Freundschaft würdigte.

Er wußte es, der sanfte, großdenkende Weltheiland, daß das Herz der Frau der Stütze der Religion bedarf, er wußte es, daß im weiblichen Leben unzählige Momente vorkommen, in denen die Sehnsucht nach einem unirdischen Glück mächtig wird in dem Herzen, das durch tausend irdische Sorgen beschwert wird, und er wußte es auch, daß der Frauengeist eben so dem Guten offen, und eben so bildungsfähig ist als der männliche.

Und nicht bloß Frauen von hoher Sittlichkeit sehen wir unter den Schülerinnen Jesu. — Er, der alle Mühseligen und Beladenen zu sich rief, mit dem milden Versprechen sie zu erquicken, er war auch der Beschützer der Erretter der Gefallenen des weiblichen Geschlechtes, war der milde und erhabene Vertheidiger der Ehebrecherin, der nachsichtige Freund Magdelenens, und er der große Menschenkenner ehrte am weiblichen Geschlecht ganz besonders die Eigenschaft, welche obgleich sie oft und oft das Weib ins Verderben führt, doch auch die erhabensten Tugenden desselben weckt und zur Reife bringt; — ihre tiefe Liebesfähigkeit.

Das weibliche Geschlecht vor allem sollte das Christenthum lieben und ehren, denn aus des Weltheilands Munde gingen zwar erhabene Aussprüche, die zwar beide Geschlechter betreffen, aber dem Weibe besonders zu Gute kommen:

„Wer ein Weib anschaut ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen;“ und

„Sie hat viel geliebt, darum soll ihr viel vergeben werden.“

Siebentes Capitel.

Er, der dort oben herrlich thront,
Hat unter uns, ein Mensch gewohnt,
Damit auch wir Ihm werden gleich,
Auf Erden und im Himmelreich.

Er kam, des Vaters Ebenbild,
Von schlichtem Pilgerkleid umhüllt,
Und führet uns an sanfter Hand
In unser bessres Vaterland.

Hardenberg gen. Novalis.

Der Zweifel liegt im Geiste unseres Zeitalters und doch sollte vielleicht dies gerade glaubensvoll und glaubensfreudig sein, weil die Wissenschaft so vieles bestätigt, das in früheren Epochen geträumt wurde.

Hat nicht die Wissenschaft der Chemie z. B. den Traum der Alchemisten, edle Metalle aus unedeln Stoffen herstellen zu wollen, beinahe bestätiget. Aus Thonerde erzeugt der Chemiker jetzt Aluminium, ein Metall, an Glanz zwischen Blei und Silber stehend, zu unzähligen zierlichen Arbeiten brauchbar und wenn auch nicht streng-

flüssig wie das edlere Silber, doch ihm an Schönheit des Aussehens und im Gewicht sehr nahestehend?

Die Geologie bestätigte die einstige Existenz jener grauenvollen geflügelten Eidechse, die das Mährchen Drachen und die Gelehrten, Naturforscher unsrer Tage Pleisiosaurus nennen?

Schnaubt nicht das feurige Roß, von dem die Urgroßmutter den schaudernden Enkeln im Abenddunkel erzählte, jetzt in Wahrheit und Wirklichkeit daher, mit glühenden Augen und brennender Zunge und schleppt Lasten hinter sich, die hundert lebendige Pferde nicht von der Stelle bewegen würden?

Brauchen wir nicht den Blitz als Boten und trägt er nicht unser Menschenwort mit Gedankenschnelle über Land und Meer?

Welcher Mensch von gewöhnlichen Kenntnissen kann sich diese Wunder ausreichend erklären? ja, und welcher Gelehrte konnte die Erklärung derselben, wäre es auch in der gelehrtesten Sprache, aufschreiben oder aussprechen, ohne sich eines Wortes zu bedienen, das im Deutschen Kraft heißt, und das eigentlich doch nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als das Ende alles menschlichen Wissens.

Dampfkraft und elektrische Kraft, Schwung- und Flugkraft, Schwerkraft, Keimkraft und jede andere Na-

turkraft, was sind sie andres, als die verschiedenen Eigenschaften, die Gotteswille verschiedenen Körpern beigelegt, ja fast möchte ich sagen, die verschiedenen Pflichten, die der liebe Gott den verschiedenen Körpern auferlegt, damit ihr treues Zusammenwirken, das Weltganze in seiner Schönheit und Erhabenheit nicht nur erhalte, sondern auch dessen weitere Entwicklung möglich machte.

Ja! selbst die menschliche Kraft, ist nur das Maaß der uns von Gott zugetheilten Möglichkeit, fördernd oder hemmend in den Fortschritt des Weltganzen eingreifen zu können.

Jede Handlung eines Menschen greift fördernd oder hemmend ein in das Weltganze, freilich meistens nur auf einem sehr kleinen Theil desselben, und in sehr geringer Weise, etwa wie das Niederfallen und allmählige Verstäuben eines Blattes, die Masse der Gartenerde mehrt, wie das Keimen eines Moosfädchens auf einem Felsblocke dazu beiträgt den harten Stein allmählig in fruchtbares Land zu verwandeln, wie ein Tropfen im Bache beiträgt zum Glätten des eckigen Kiesels, über den er hinrieselt. Der Mensch, das einzige, uns auf Erden bekannte Wesen, das mit Bewußtsein handelt, sollte aber diese Wahrheit nie aus den Augen verlieren, denn das Bewußtsein in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes, den Fortschritt des Weltganzen durch

alle eignen Handlungen gefördert und nie, auch in Gedanken nicht, den eignen Einzelvortheil, das eigne Vergnügen, Ruhm, Reichthum, Gesundheit und Leben, dem was das Wohl des Ganzen fordert, vorgezogen zu haben, das wäre die vollkommene, im Erdenleben erreichbare menschliche Glückseligkeit, denn es wäre vollkommene Uebereinstimmung mit Gott.

Außer Christus, hat wohl kein irdischer Mensch diesen Zustand erreicht und daher ist es natürlich, daß viele von uns fehlenden Menschen, Christum für mehr als einen Menschen, für einen Theil der Gottheit, für Gott selbst halten, daß andere, jetzt nach 2000 Jahren an seiner Existenz ganz und gar zweifeln und den Erlöser für nichts andres als ein Bild halten, das einige Volkslehrer zusammengestellt, wie man eine Figur in der Schule an die Wandtafel malt, um einen mathematischen Lehrsatz zu erweisen.

Fern sei es von mir mich in einen Streit einlassen zu wollen über das, wofür ich je keinen gelehrten Beweis beibringen und nur dasjenige sagen kann was mein schlichtes in der Schule des Lebens und Leidens allein gebildetes Frauenherz mir eingiebt. Eines möchte ich aber doch allen denen, die die wirkliche Existenz Jesu (den historischen Christus) bezweifeln, ins Gedächtniß rufen.

Daß die römischen Schriftsteller nicht von Christus erzählen, ist kein Beweis gegen seine Existenz in ihrem Zeitalter.

Palästina war ein kleines Ländchen in einem fernen Winkel des ungeheuern Römerreiches, die Juden, ein in jener Zeit nicht für sehr wehrhaft und zu Aufständen geneigt gehaltenes Volk. Die Fürsten derselben, Herodes, Vater und Sohn, waren Sklaven und Schmeichler des römischen Hofes.

Rom hatte die Religion der Juden unangetastet gelassen, die römischen Landpfleger behandelten die Priester derselben mit jener Achtung und Nachsicht, die der Ueberwinder, wenn er seinen Vortheil kennt, den geistigen Leitern den Ueberwundenen zu schenken pflegt.

Die Weltgewandten Römer ließen — dem Narren seine Kappe — mischten sich in die religiösen Streitigkeiten der Juden nicht und der Landpfleger Pontius Pilatus, wusch, als man Christus vor seinen Stuhl führt, seine Hände vor dem Volke und erklärte: er könne nichts Ungerechtes an dem Angeklagten finden und übergab Christus, der ihm als Religionsfeind und Glaubensspötter vorgeführt wurde, dem Gerichte des Hohenpriesters.

Kann man einen fürchterlicheren Beweis der Gleichgültigkeit der Römer gegen die ihnen untergeordneten Provinzen finden als diesen; daß ihre Richter das Leben

eines Unschuldigen, der öffentlichen Ruhe zum Opfer brachten? d. h. hier nicht sowohl der allgemeinen öffentlichen Ruhe, als der ruhigen ungestörten Fortdauer ihrer Gewaltherrschaft.

Was galt den Römern, das Leben eines unschuldigen Mannes, in einer fernen Provinz?

Aber die Unterwürfigkeit dieser Provinz galt ihnen viel, denn auf ihr beruhten die Goldquellen, die ihre Statthalter fließend zu machen wußten. Eine unsägliche Verachtung der heiligsten Interessen der Provinzen lag in dem Souveränitätsgefühle jedes römischen Großen, ja jedes römischen Bürgers, und ein Mann, der gegen die Religionslehren des jüdischen Volkes auftrat und den die Priester dafür bestraften, war kein Gegenstand der Erwähnung römischer Geschichtsschreiber. Daß die Lehren dieses durch einen Justizmord Gekreuzigten, funfzig Jahre später sich mit reißender Eile über die römische Welt ausbreiteten, daß Nero die Bekenner des Christenthums verbrennen und von wilden Thieren zerreißen ließ, erzählen römische Historiker; auch wissen sie, daß diese seltsame Sekte der Christen aus Palästina stammte. — Der Stifter derselben, je nun, war ihnen eben irgend ein gelehrter Jude, ein Schwärmer, von dem seine Jünger allerhand unglaubwürdige Handlungen der Liebe und Milde erzählten.

In einer Welt, so zerfahren, so übersättigt von Lust und doch so wahnsinnig derselben nachrennend, in einem Volk, das Könige und Fürsten an allen Enden des Erdballs ein- und absetzte, konnte der sanfte Lehrer echter höchster Selbstverleugnung und Liebe, ein einzelner in Armuth lebender, den Verbrechertod sterbender Mann nicht soviel Aufsehen machen, als irgend ein zum Tode in der Arena verurtheilter Sklave oder Gladiator, der den Löwen, seinen Gegner bezwang und zähmte.

Gesetzt aber auch, jene Gelehrten unsrer Zeit, welche behaupten, Christus habe nie gelebt, wären ihrer Sache ganz gewiß; — ich freilich kann ihre Behauptung nicht unterstützen noch widerlegen, — so können sie doch Eines nicht ableugnen: die ungeheure Theilnahme, die die christliche Lehre gleich Anfangs fand und die reine Moralität jener Lehre, die noch heute nicht erweitert und verbessert werden könnte und wahrscheinlich bis an der Welt Ende als Moralgesetz selbst für die vollkommenste Menschheit ausreichen wird.

Wir Frauen aber, haben vor allem Grund das Christenthum zu ehren, mit Treue daran zu halten und unsre Kinder schon in den Tagen der zartesten Kindheit empfänglich für dasselbe zu machen. Das Christenthum ist die Religion, die des Weibesmenschenrechte ehrt, die

die Erhabenheit des Weibes in seiner Reinheit deutlich und vor aller Welt hervorhebt und die auch dem fehlenden Weibe ihren Schutz, ihren Trost, ihre feste Unterstützung nicht versagt. — Christus war es, der dem ewig Weiblichen seinen erhabenen Platz in der Menschheit anwies!

Bei den meisten Völkern des Orients, die Juden nicht ausgenommen, war Vielweiberei gesetzlich erlaubt, und das Weib nichts mehr als ein Besitzthum des Gatten. — Da wo in der griechischen und römischen Welt, Vielweiberei nicht eigentlich stattfand, war die Ehe eine äußerst lockere Verbindung. Die Gattin befand sich in ihren Frauengemächern, während ihr Gemahl nach Beendigung seiner Staatsgeschäfte Unterhaltung und Zerstreuung bei käuflichen Weibern suchte. — Diese hatten größtentheils weit bessere Erziehung genossen, als die einfachen Hausfrauen, sie beschäftigten sich nicht selten mit Wissenschaften und Künsten und trieben ihr Handwerk öffentlich vom Staate unterstützt.

Rücksichten auf Vermögen oder Standeserhöhung schlossen das Eheband meistens bei den Römern, und bald zeigte sich der Sittenverfall, der die nothwendige Folge davon sein muß, sehr auffallend. Die Geschichte erzählt uns von der Entartung der Frauen Roms,

so grauenvolles, daß die Nachwelt sich mit Schauder davon abwendet. — Das Weib, körperlich der schwächere Theil der Menschheit und seelisch ausgestattet mehr mit Liebe und Selbstvergessenheit, als mit Muth und Charakterstärke, muß in einer Welt, die nur nach Lust und Genuß jagt, ganz nothwendig entarten und endlich moralisch zu Grunde gehen. — Es kann in einer Welt, in der nur das Recht des Stärkeren gilt, sich nicht zum Bewußtsein seines Werthes erheben, und muß zur Sklaverei herabgewürdigt, nothwendig die Eigenschaften annehmen, die in der Sklaverei allein gedeihen, List, Schlauheit, Heuchelei.

Der Hang nach Genuß dem Weibe so gut als dem Manne innewohnend, ward bei dem letzteren nicht selten durch geistige Bildung im Zaume gehalten, durch ernste Beschäftigung unterdrückt, während bei den Frauen die Langeweile der Unbeschäftigten und die niedrige Stufe, auf der ihr nicht durch Wissenschaft entwickelter Geist stand, sinnliche Vergnügen, Coketterie, Liebesintriguen, mit ihrem grauenvollen Gefolge von Ehebruch, Mord und Blutschande, zur Zerstreuung, zur täglichen Beschäftigung machten. — Einzelne Ausnahmen, eine Cornelia, Octavia, Arria, stehen gleichsam als Zeugniß da, als Bestätigung der herzstärkenden Wahrheit da, daß das Gute und Edle im Frauenherzen sich erhalten und

entwickeln kann, selbst den schlimmsten Verhältnissen und Umgebungen zum Trotze.

Christus war es, der seine erhabenen Lehren nicht blos den Männern, sondern der Menschheit verkündete. Er schloß die Frauen nicht aus von seinem Umgange, und er ist vielleicht der einzige Mann auf Erden, der die Frauen, welche an erhabenen Gedanken theilnehmen, sie verständnißinnig in sich aufnimmt, über die häusliche, wirthschaftende und für das materielle Wohl ihrer Lieben sorgenden Frau setzt.

Die Schwestern Martha und Maria, hatten ihm in ihr Haus aufgenommen, beide waren hoch erfreut und voller Liebe und Aufmerksamkeit für ihren erhabenen Gast.

Martha eilte in Haus und Küche umher, bereitete Speise und Trank, sorgte für Zimmer und Lager, während Maria zu den Füßen des Erlösers saß, seinen lehrreichen Worten lauschend und sie in ihr Herz aufnehmend. Christus nahm von der verschiedenen Art und Weise, mit der die Schwestern ihm ihre Liebe und Verehrung ausdrückten, keine Notiz, er ließ sie gewähren, wohl wissend, daß nicht alle Menschen gleich fühlen und daß der am süßesten beglückt, der jedem gestattet sich in seiner Natur zu zeigen.

Als aber Martha der Schwester Vorwürfe macht,

daß sie ihr die Last der Arbeit allein überlasse, als sie den hochverehrten Meister auf ihre Verdienste um seine Bequemlichkeit und Pflege aufmerksam macht, da spricht er es aus, das schöne Wort, das zwar der Geschäftigen für ihre Mühe dankt, aber in alle Zeiten hinaus auch dem Weibe die Freude am Nachdenken, an der Theilnahme für alles menschliche Große und Gute sichert, daß ihr die Gewißheit giebt, auch ihr Menschengeist habe das Recht und die Pflicht an der eignen Ausbildung zu arbeiten: — „Martha! Martha! Du hast viel Sorge und Mühe. — Aber eins ist Noth! — Maria hat das bessre Theil erwählet. — (Lucas 10, Vers 41 —42.)

Dies ist das Wort, das die Frau dem Manne gleichstellt in der christlichen Welt. — Bleiben ihr gleich die Sorgen und Mühen, die tausend kleinen Arbeiten, durch welche das leibliche Behagen der Familie erbaut wird, als unablösliche Pflichten, so giebt ihr doch der Weltheiland die Erlaubniß, Theil zu nehmen an allen erhabenen Gedanken und Strebungen der Menschheit, ja erhöht diese Theilnahme zum höheren Verdienst als die bloße geschäftige häusliche Wirksamkeit. Die Christin darf sich in jeder geistigen Beziehung Mensch fühlen, berechtigt Kunst und Wissenschaft, wie der Mann, zu treiben, wenn sie Neigung und Kraft dazu hat, daß

sie ihr geistiges Ich ausbilden durch alle Mittel, die der Mann sich gewöhnlich allein vorzubehalten pflegt. Ja! vor allen ist der Christin vor dem Christen gestattet, Theil zu nehmen an jenen Gedanken, die den irdischen Menschen über die Erde erheben und zu Gott ziehen, bei dem keine Veränderung ist, noch Wechsel von Licht und Finsterniß!

Aber der Weltheiland sprach das große Wort erst aus, als Martha mit ihrer häuslichen Thätigkeit prahlte und ihre das Nachdenken liebende Schwester der Trägheit bezüchtigte. Häusliche Thätigkeit in reiner Liebe, in vollem Selbstvergessen und ohne Rücksicht auf Dank und Anerkennung, ist echte weibliche Pflichterfüllung und eben sowohl ein ausreichendes Mittel zur Selbstbildung, zur Selbstveredlung, als Nachdenken, Studium und künstlerische Wirksamkeit. Denn die Liebe bedeckt nicht nur, wie Jesus lehrt, der Sünden Menge, sondern sie verklärt und edelt auch die geringfügigste menschliche Thätigkeit.

Doch nicht blos jene Schwestern Martha und Maria waren Schützlinge und Schülerinnen des Erlösers. Die Bibel nennt verschiedene Frauen, die er seiner Theilnahme, seiner Belehrung, seines besondern Schutzes würdigt. — Vor allem aber ist es Maria, die Mutter des Heilandes, von welcher die Erhabenheit der Weiblichkeit gleichsam ausstrahlt.

Ist es doch immer die Mutter, die von frühester Kindheit an den größesten Einfluß ausübt auf den Sohn.

Mutterliebe, Muttertreue
Giebt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe. —
Lehrt den ungewissen Blick
Fest umher, und dann zum blauen
Hochgewölbten Himmel schauen.

Auch die Mutter des Erlösers sehn wir wirken neben und für ihren Sohn. — Wir sehn sie bei seiner Geburt, auf einer Reise, an einem fremden Orte, fern von Pflege und Bequemlichkeit, ihrem holden Kinde das Leben geben.

Geduldig, ohne Klage hatte sie die Leiden ihres Zustandes ertragen — und beschäftigte sich nun selbstvergessend nur mit dem Neugebornen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe. — Ein armes Lager! zumal für den Sprößling eines Königsstammes. Aber kein Wort des Verdrusses, der Unzufriedenheit kommt über die Lippen Marias. Die Freude an ihrem Kinde überwiegt alles.

Und ist dies nicht natürlich, ist es nicht ganz und fest begründet in dem Herzen des echten Weibes, daß

Mutterglück ihr vollen Ersatz giebt für alle Schmerzen und Leiden der Geburt.

Bei Maria waren diese Leiden freilich verschärft, verdoppelt. In der Heimath hätte die Leidende ihr bequemes Lager, die tröstende Ruhe einer Freundin, erquickende Nahrungsmittel gehabt, die arme Reisende, die ihr Nachtlager in einem Stalle nehmen mußte, hatte von dem allen nichts, aber die Hirten kamen ihr Kind anzubeten, das Knäblein aus dem Stamme Davids, das seinem Volke Erlösung bringen sollte. — In dem Gedanken an die große Zukunft ihres Sohnes, gingen der Mutter alle Leiden der Gegenwart unter.

Die Bibel erzählt nichts davon, doch ist es zweifellos, daß die Mutter ihren Knaben von früher Kindheit an auf seine Bestimmung aufmerksam gemacht hat. — Es ist ein vollständig weiblicher Gedanke, daß die Welt nicht durch Feuer und Schwert, sondern einzig durch Trefflichkeit der Moralgesetze und pünktliche Ausführung derselben vervollkommnet werden kann, und wohl mag die sanfte Mutter, mit sanftem Wort, ihn früh im Herzen ihres Knaben geweckt haben. — Als die fromme Familie in Egypten wohnte, mag wohl die Mutter ihrem lauschenden Knaben oft erzählt haben von Moses, dem großen Führer und Befreier ihres Volkes, der in diesem Lande seine Bildung und Erziehung erhalten, und der

Mutter einfaches Wort mag dem noch zarten Kinde mehr als einmal die Lehren erklärt und gedeutet haben, die nach aller Wahrscheinlichkeit auch dem Knaben Christus dort von den Priestern ertheilt wurden.

Die Bibel erzählt nur weniges von Maria, der Mutter Jesu, aber dies wenige ist ausreichend gewesen, so unzählige Herzen zu innigster Liebe und Verehrung für sie zu begeistern. Ein tief inniges Verhältniß muß zwischen dieser Mutter und diesem Sohne stattgefunden haben, und schon in seiner Kindheit verstand sie seine große Seele und bewegte, wie die Schrift sagt, „seine Worte in ihrem Herzen."

Die volle Erhabenheit der Mutter Jesu erkennen wir aber am deutlichsten in ihrem Thun und Gebahren während seines Leidens und Todes.

Hier sehen wir in ihr den tiefsten Schmerz mit der erhabensten Fassung vereint. Sie hatte die Kraft ihren Sohn auf seinem Jammerwege zu begleiten, sie steht unter dem Kreuze, an dem er in namenlosen Leiden seinen Geist aushauchte, und ihre Stütze ist Johannes, der Jünger den Jesus liebte.

O Preis und Ruhm der Mutter, die ihren für das Wohl der Menschheit sterbenden Sohn bis an den Fuß des Kreuzes begleitet und dort weilet, den Jammer ihres Herzens tief in ihr Inneres verschließend, damit

der letzte Blick ihres Kindes auf sie falle und ihre Mutterliebe ihm ein Trost sei, in jenen schweren Momenten, wo Leib und Seele sich trennen.

Preis und Ruhm der Mutter, die ihres Sohnes erhabene Strebungen zu würdigen weiß, auch dann, wenn die Welt dieselben höhnt und verspottet, wenn sie ihn mit Schmach überhäuft, ihn verspeiet, geißelt und kreuzigt.

Maria verstand ihren Sohn! und wohl dem Sohne, dessen Strebungen vom Mutterherzen verstanden werden, wenn auch die Welt ihn mißversteht, wenn Fürsten und Könige ihn verurtheilen und der fanatische Pöbel sein: kreuzige! kreuzige! brüllt, derselbe Pöbel, der vor wenigen Tagen ihn noch im Triumpf durch die Straßen Jerusalems begleitete.

Vielleicht hatte auch Maria einst Hoffnungen irdischer Hoheit auf ihren großen Sohn gesetzt; war er doch ein Sproß aus Davids Stamm, hatten doch Hirten und Fürsten ihn als den König und Erlöser Judas begrüßt; aber sie hatte bei Zeiten solchen menschlichen Träumen entsagt und es erkannt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei.

Seine Jünger flohn und verläugneten ihn, als er den Partheien, die ihn stets gefürchtet und verfolgt, nicht siegreich entgegen trat, sondern sein Leben hingab,

hoheitsvoll den fürstlichen und priesterlichen Mördern nicht einmal einer Antwort würdigend. — Seine Schüler nahmen Aergerniß an ihm, sein Volk schrie kreuzige ihn und laß den Barabas frei. Nur seine Mutter und sein treuester Freund blieben bei ihm — und seine Mutter war die einzige, welche ihn ganz verstand.

Daß sie am Fuße des Kreuzes, an dem ihr geliebter Sohn sein heiliges Leben aushauchte weilen konnte, daß sie Zeuge bleiben konnte seiner namenlosen Seelen- und Körperleiden, das ist der unumstößliche Beweis, daß sie die Bedeutung dieses Leidens und Sterbens würdigte, und daß sie die Frau war, wohl werth der Verehrung, welche die christliche und vorzugsweise die katholische Kirche ihr zollt.

Eine Frau, welche in dem Sterben des Sohnes nichts andres gesehn, als das zu Grunde gehen seiner Pläne und ihrer stolzen Hoffnungen, hätte nicht still gefaßt unter seinem Kreuze stehen können; sich selbst und ihr brennendes Leid den Augen eines gaffenden, höhnenden Pöbels Preis gebend, sie hätte sich vergraben in die Tiefe ihres einsamen Hauses, dort wo Niemand sie sehn und verspotten konnte, ihrem Schmerz in lauten Klagen Luft machend.

Aber die Mutter des erhabenen Erlösers, der sein Blut hingab für seine Brüder, sah in seinem Kreuzes-

tode keine Erniedrigung, denn sie wußte, daß er den Willen erfüllte des der ihn gesandt hatte. — Sie, die Mutter des blutenden Heilandes, fühlte jeden Hammerschlag, der den Leib ihres Kindes traf, aber sie fühlte in jedem nur den körperlichen Schmerz, nicht eine geistige Erniedrigung desselben. — Sie wußte es, daß es seine erhabene Pflicht sei, alle diese Leiden zu tragen, daß er sie trug für das Wohl der Menschheit, sie trug im festen Hinblick auf den Willen Gottes — und so nur konnte diese Mutter getrost unter dem Kreuze des Sohnes stehen. Sie litt mit ihm, aber dennoch konnte ihr überfließendes Auge ihm Trost zulächeln, denn sie fühlte auch mit ihm die ganze Erhabenheit der Aufgabe, die er nur durch diese Leiden lösen konnte. — Maria ist die erhabenste Verkörperung echter weiblicher Größe.

Leiden um einer großen Idee willen, ist auf Erden meistens Männerloos. Leiden sehen, aber, das Liebste, was man besitzt, leiden sehen, und es durch Liebe, durch gänzliches Vergessen des eignen Leidens zu trösten suchen, das ist des Weibes Erdenberuf und dazu gehört einmal die Geistesgröße, die es ..n Weibe möglich macht, den Zweck jener Leiden zu verstehn, zu ehren und sich selbst über demselben zu vergessen, dann aber auch jene Herzensfülle, die es fühlt, welch' einen Trost der Mann, der sich der undankbaren Menschheit opfert;

aus dem vollen Verständniß einer einzigen Menschenseele schöpfen kann.

Billig und gerecht ist die Ehrfurcht, welche die Christenheit der Mutter Jesu zollt, sie ist die gerechte Anerkennung aller höchsten weiblichen Tugenden, der warmen mütterlichen Theilnahme an den hohen Gedanken und Thaten des Sohnes, der Selbstverläugnung und Milde, mit der sie die Leiden dieses Sohnes durch ihre tröstende Nähe zu lindern suchte und des bildenden, stärkenden Einflusses, den sie als Mutter von Kindheit an auf ihren Soh geübt.

Der Mutterwürde des Weibes giebt das Christenthum die höchste Weihe und es ist — gleichviel, ob ein neues Wunder der Schöpfungskraft Gottes oder nicht — eine eigenthümliche und das weibliche Geschlecht hoch ehrende Thatsache, daß die christliche Glaubenslehre dem Erlöser eine menschliche Mutter, doch keinen menschlichen Vater giebt. — Es soll uns lehren, daß Alles Gute, Große, Schöne der Menschheit, seinen Ursprung unzweifelhaft aus mütterlichem Einflusse nimmt. Es soll uns aufmerksam machen auf die Erhabenheit der oft für so klein gehaltenen weiblichen Pflichten; uns als Christinnen versöhnen mit dem geringen Platz, den wir neben dem Mann in der bürgerlichen Gesellschaft, ja vielleicht in der Natur einnehmen.

Weiblicher Einfluß soll und kann die Welt emporziehn über das Irdische, das Weib, das christliche Weib, soll, festhaltend an Religion, keuscher Sitte, Wahrheit und Gefühlsinnigkeit, dem Manne eine Gehülfin sein, auf der Bahn zur Vollkommenheit, es soll durch das Herz wirken auf die Kinder und kann dann, ohne sich zurückgesetzt zu fühlen, jene höhere Geistesbildung, jene schöpferische Originalität entbehren, die den Mann zum Herrn der Welt macht.

Ordnung, Friede, Liebe, diese festesten Stützen des Reiches Gottes, sind die natürlichen Begleiter echter Weiblichkeit und wenn die Legende uns erzählt, daß Maria, als sie die langen, bangen Stunden unter dem Kreuze ihres Sohnes zugebracht hatte und nun bei der Abnahme seiner theuren Leiche beschäftigt war, kein Fältchen ihres Schleiers und Gewandes zerdrückt hatte, so scheint mir das die sichtbare Bestätigung ihrer erhabenen weiblichen Würde, die auch im nagendsten Schmerze sanft bleibt und sich außen friedlich und lieblich offenbart, wie tödlich auch die Wunde sei, die im Innern blutet.

Alle wahrhaften Männer fühlen die Erhabenheit der weiblichen Würde, welche den Charakter der Mutter Jesu adelt und viele, viele Künstler haben sich bemüht diese im Bilde darzustellen.

Dennoch singt Hardenberg Novalis:

Ich sehe Dich in tausend Bildern
Maria, lieblich ausgeschmückt,
Doch keins von allen kann Dich schildern
Wie meine Seele Dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Weltgetümmel
Seitdem mir, wie ein Traum entflieht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig durch die Seele zieht.

Zwar macht der Protestantismus die Verehrung der Mutter Jesu nicht zu einem Hauptartikel der christlichen Glaubenslehre, doch streitet er auch nicht gegen dieselbe und in Luthers Bibelübersetzung zeigt sich deutlich das Bild der erhabenen Weiblichkeit Marias. Der strenge Mann hat überdies den Engelsgruß, mit welchem ihr die Geburt ihres Sohnes verkündigt wird, mit in seinen Katechismus aufgenommen.

Aber in dieser Welt, die nicht nur vervollkommnungsfähig aus Gottes Hand hervorging, sondern durch menschliche Thorheit zuweilen recht unvollkommen wird, kann das schwache, Liebe bedürftige Weib, das durch Unterdrückung oft auch in seinen Gesinnungen erniedrigt wird, sich nicht, oder doch nur sehr selten, auf jener Höhe erhalten, auf welcher wir die Mutter Jesu

erblicken und er, der gesandt wurde, den Sünder selig zu machen, verachtete und verließ auch die Weiber nicht, die durch eigne Schuld gesunken und erniedrigt waren.

Frauen, deren Ruf befleckt war, fanden an ihm einen Tröster und Beschützer, ja eine derselben, Maria Magdalena, gehört zu den Personen, die er trotz ihrer Sünden seiner Freundschaft würdig fand.

Streng gegen sich selbst und von wahrhaft männlicher Gesinnung, fordert er mit Strenge vom Manne Sittenreinheit und Manneskraft, dem schwächeren Weibe gegenüber. „Ich sage Euch, wer ein Weib ansieht ihrer zu begehren, der bricht schon mit ihr die Ehe," ruft er seiner Umgebung zu, und verpflichtet dadurch den stärkeren Mann zur Selbstüberwindung, zur Rücksichtnahme gegen das schwächere Weib und zur Achtsamkeit, schon auf die ersten Regungen eines unerlaubten Gefühles.

Vom Manne fordert Christus mit hohem Ernst Sittenreinheit, und schilt ohne Rücksicht auf Stand und Verhältnisse diejenigen, welche gegen das Gebot der Keuschheit sündigen, während er mit unsäglicher Milde den erwiesenen Fehltritt eines Weibes, welches man zu der furchtbaren gesetzlichen Strafe des Ehebruchs, zur Steinigung führte, vergab.

„Wer sich ohne Sünde fühlt, werfe den ersten

Stein auf sie," sagte er und blieb neben der Unglücklichen, die man im Mittelschiff des Tempels vor allen Augen aufgestellt. — Alle jene strengen Richter und Tugendheuchler, in tiefster Seele getroffen von diesem Worte, verließen die sündige Frau, ohne jene Strafe an ihr zu vollziehen, und als der einzig Reine sich mit ihr allein sah, erhob er sein edles Haupt und sprach „Weib, wo sind sie deine Verkläger, hat dich Niemand verdammt?" sie sprach: „Herr, Niemand!" Jesus aber sprach: „So verdamme ich dich auch nicht. Gehe hin und sündige nicht wieder." (Joh. 8, V. 3—11).

Er der große, erhabene Menschenkenner wußte es wohl, daß oft viele Entschuldigungsgründe für den Fehltritt eines Weibes vorhanden sind, die bei dem des Mannes nicht stattfinden können, und er nahm mehr als einmal die Gelegenheit wahr, dies gerade denjenigen Männern eindringlich vorzustellen, die ihre Tugend und Frömmigkeit gern zur Schau trugen.

Im Hause eines Pharisäers, der ihn zu Tisch gebeten, trat ein Weib zu Christus, bekannt als eine große Sünderin. Die Legende erzählt, daß es Maria Magdalena gewesen sei, die später auch jammernd unter seinem Kreuze lag. Eines jener unglückseligen Wesen, die in früher Jugend vielleicht schon um ihre Körper- und Seelenreinheit gebracht, die Schmach ihres Zustan-

des ihr ganzes Menschenleben hindurch empfinden, und von denen so manche, selbst in unsern civilisirten, christlichen Landen, ihr Jammerdasein verzweifelnd in den finstern Tiefen des Stromes enden.

Die, welche Christus suchend, weinend die Schwelle seines damaligen Gastfreundes überschritt, wagte nicht vor die Augen des Erlösers zu treten, aber sie warf sich zu Boden neben ihm, zerbrach ein Glas mit kostbarer Salbe über seinen Füßen und trocknete dieselben, auf die ihre Thränen wie Regen niederströmten, mit ihren aufgelösten Locken.

Es war die Erleichterung eines befleckten, reuevollen Herzens, so demüthig sich in den Staub, neben dem Reinen, dem Erhabenen zu beugen, und darum auch ließ Christus sie gewähren, anscheinend achtlos, bis die Gedanken seines Wirthes ihm Gelegenheit zu den erhabensten Trostesworten für die Arme gaben. — „Sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben werden," sagte der milde Weltheiland und setzte direct zu ihr gewendet hinzu: „Deine Sünden sind Dir vergeben!" Dein Glaube hat Dir geholfen! Geh' hin mit Frieden!" (Lucas 7, V. 36—50).

Das ist eine der schönsten, tröstlichsten, erhebendsten und besonders für das weibliche Geschlecht wichtigsten Erzählungen aus dem Leben Jesu.

Er, dessen Mund vor allem Volke es aussprach: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ — Er, dessen ganzes Leben eine zusammenhängende Kette von Selbstüberwindung, ein Vorbild jeder Tugend war, Er vergiebt die Sünden des schwachen Weibes, das sich selbst verloren, so milde, entschuldigt sie so ganz, und findet in der Liebe, von der ihr schwaches und sündiges Herz erfüllt ist und überfließt, den Grund zu ihrer Rechtfertigung.

Er tadelt, wo er tadelt, stets nur Selbstsucht, Heuchelei, geistigen Hochmuth, und: „Selig sind die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihn!“ ist die erste der liebevollen und trostreichen Verheißungen, die er in seiner Bergpredigt an das um ihn versammelte Volk richtet.

Selig sind die geistlich arm sind! das weibliche Geschlecht ist ärmer als das männliche; so gilt denn diese schöne Verheißung ganz besonders auch uns.

Der Welterlöser beurtheilt die Menschen nicht nach den Gaben, die Gott ihnen durch die Natur zutheilte, — vor seinen Augen hat nur das selbst erworbene Werth, dies aber, dies köstlichste aller Güter ist — die Liebe!

Die Liebe, welche der Sünden Menge decket, wohnt nur in dem Menschenherzen, das von Jugend auf nicht

das eigne Ich und sein Behagen, seinen Ruhm, seine Macht, seine Tugend zum Augenmerk nehmen durfte. — Die früh Unterdrückten, die, welche man nicht rühmte und beachtete wegen ihrer Geistesgaben oder ihrer Schönheit, die, welche allein und verlassen dastanden in der weiten Welt, die, welche dienen mußten um geduldet zu werden, sie alle mußten sich selbst vergessen und verleugnen, um den Ansprüchen, welche andere an sie machten, zu genügen, und so entwickelte sich bei den Edleren unter ihnen das Gefühl der Liebe. Die Unterdrückten schlossen sich in dankbarer Freude mit ganzer Seele an das Wesen, das ihnen mit Freundlichkeit nahte. Die Einfachen und Unschönen lernten die Vorzüge, die sie selbst nicht besaßen und doch vermißten, an anderen ehren und diejenigen lieben, in welchen sie ihr Vorbild erkannten.

Demuth ist der Grundton aller echten Liebe und Demuth, die ihre eigene Mangelhaftigkeit erkennt und ehrfurchtsvoll zu den Vorzügen anderer aufblickt.

Das stolze Bewußtsein der eigenen Kraft, der eigenen Weisheit, der eigenen Tugend ist fast immer mit Lieblosigkeit gegen die Schwachen, Einfältigen und Fehlerhaften gepaart und daher ist das Weib auch fähiger zu höchster Liebe, weil sie die schwächere Hälfte der Menschheit ist und dies weiß und fühlt.

Demuth, diese herrlichste aller Tugenden, wird nicht selten erst errungen durch — einen Fehler!

Stolz einherschreitend im Bewußtsein der eignen Tugenden übersieht man sehr leicht die Fehler an sich selbst, die man an andern herb tadelt, bis — ein Fehltritt, über den wir uns nicht selbst verblenden können, uns von der geträumten Höhe herabstürzend, die Seele schrecklich darüber aufklärt, daß ihre Erhabenheit und Größe nur eine eitle Einbildung war. — In dem Schmerz um der eigenen Sünde erlernt das Menschenherz Mitleid, mit Freude erkennt es, daß kein Unterschied oder doch nur ein sehr geringer besteht zwischen ungeprüfter und gefallener Tugend, und daß auch der schwerste Verbrecher immer nur ein Unglücklicher ist, den Verhältnisse, Leidenschaften, Versuchungen in einen Abgrund des Elends hinabgeschleudert, der sich jedem von uns unter ähnlichen Bedingungen eröffnen könnte und würde.

Wir sehen auf den Mörder, den Räuber, sehen vor allem auf das gesunkene käufliche Weib, wie ein wildes Thier, wie auf ein Wesen von geringerer Art als wir selbst, mitleidlos verdammend mit dem Stolze unsres unbefleckten Bewußtseins; bis zu dem Moment, da wir mit Schrecken, mit Grauen uns im Augenblick der Versuchung als ihres Gleichen erkennen.

Die Sünde, die wir selbst zeitlebens gepflegt, Neid,

Falschheit, Habsucht, Hochmuth nennen wir nicht bei ihren rechten Namen, sondern hängen ein Mäntelchen um und putzen sie vor uns auf, zu Tugenden, auf die wir stolz sein dürfen.

Wer hätte nicht beim Anblick einer geschminkt in reichem Putz über die Straße schreitenden Dirne, wie der Pharisäer im Evangelium gedacht: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie diese!“ — Und ach! wenn unsre Jugend unbewacht, unsre Sinne glühend wie die ihrigen gewesen, wenn bittre Armuth uns die Wahl gestellt zwischen Hunger und Schande, welche von uns weiß da mit voller Gewißheit zu sagen, wie diese Wahl bei ihr ausgefallen sein würde.

Die Tugend, deren wir uns erfreun, ist oft nur eine Folge der glücklichen Verhältnisse, in denen wir geboren wurden, und für diese letzteren haben wir dann Gott zu danken, nicht für die erste.

Die Liebe, die heilige Liebe bedecket der Sünden Menge, dieses erhabene Wort des Erlösers hat sicherlich eine zwiefache Bedeutung.

Einmal tröstend für uns selbst, indem es uns die Hoffnung giebt, daß Verirrungen, bei denen nicht Haß und Groll und Tücke zu Grunde lagen, von Gott vergeben werden, d. h. nicht die schlimmsten Folgen haben werden. Die schlimmste Folge der Sünde ist aber stets

neben dem Leiden, das wir andern bereiten und die Verschlechterung unsres eigenen Ichs.

Gewiß ist nun auch, daß die Sünden, bei denen die Liebe im menschlichen Herzen nicht ausgelöscht wird, selten oder nie unsern Nebenmenschen, sondern fast immer nur uns selbst Leiden bereiten; und daß tiefe Liebe, sogar solche, die zur irdischen Leidenschaft ausartet, und die Sinne in wilde Flammen setzt, immer noch, selbst wenn sie zur Sünde geführt, eine Kraft der Erhebung, der Besserung in sich schließt.

Die Legende erzählt uns von Maria Magdalena, jener sündigen Frau, welche im Hause des Pharisäers Simon die Füße Jesu mit ihren Thränen netzte und mit ihrem Haar trocknete, daß ihr späterer Lebenslauf untadlig gewesen, daß ihre Reue sie bis zum Grabe nicht verlassen. Neben der Mutter des Erlösers weilte sie unter dem Kreuze desselben, ihn, den sie mit dankbarster Verehrung liebte, in seinen Leiden nicht wie der stolze und heftige Petrus verlassend und verleugnend.

Die Legende erzählt auch, daß Maria, die Mutter Jesu, die arme jammernde Sünderin nicht von sich stieß, daß sie ihr gestattete, den Leib des entschlafenen Erlösers salben und für das Grab vorbereiten helfen zu dürfen und daß Maria Magdalena zu den Frauen

gehörte, die am Sabathmorgen das Grab besuchten und den Engel des Herrn daselbst erblickten, der ihnen das Wunder der Auferstehung verkündigte.

Ihre Sünden, die wohl, wie das oft der Fall ist — in leidenschaftlicher Liebe begannen und in gekränktem Stolz, in Eitelkeit und jener Genußsucht, die nichts anders ist als Flucht vor der Verzweiflung, fortgesetzt wurden; waren ihr wirklich und wahrhaftig vergeben, denn sie trennten sie nicht mehr von der Gemeinschaft der Reinen und wurden die Grundlage wahrer, reuevoller, die Seele erhebender Tugend. — Auch Maria Magdalena ist eine von den Gestalten, die oft und viel von Künstlern dargestellt worden sind.

Freilich ist sie nicht, wie die Mutter Jesu, das Ideal der reinen echten Weiblichkeit, aber sie ist die Versinnlichung jenes heißen Schmerzes der Gefallenen, aus dem die Blume wahrer Tugend erblühet.

Tugend! Kein Wort wird so oft gebraucht und mißbraucht als dieses. Tugend ist das erhabenste Eigenthum der unvollkommenen Erde, ihre schönste Blüthe, und doch wie jede irdische Blume, erwachsend aus dunkelm irdischen Grunde.

Tugend existirt nicht und kann nicht existiren bei einem von Natur vollkommenen Wesen, und Christus wird, sowie wir Erdenbewohner alle, erst ein Muster=

bild der Tugend, indem er menschliche Versuchungen besiegt.

Wenn wir ohne Sinnlichkeit in die Welt tretend, nicht unter zwei Wegen zu wählen hätten, die uns beide Glück zu bieten scheinen, so existirte keine Tugend auf Erden. — Ein Wesen, ein Weib, das ohne Eitelkeit, ohne den Trieb zu Zerstreuung und Vergnügen, ohne Hang ihr Ich höher als das andere zu stellen, ohne Neid, ja ohne Anlage zu irgend einem Fehler wäre, das mit Nothwendigkeit, aus natürlichem Drange dazu das Gute überall thäte und jede ihrer Pflichten erfüllte, wäre nicht tugendhaft, sondern in höchster Potenz dasjenige, was man eine schöne Seele nennt. Die Engel, jene Geister, die frei vom Zwange des Gesetzes, selbst des Gesetzes der Schwere, nicht dem Erdenstern allein angehören, stellen wir uns so vor. — Aber diese ihre Erhabenheit über uns Menschen ist nicht ihr Verdienst, sondern ihre ihnen von Gott geschenkte Seligkeit. Das Erdenleben ist die Schule, in der wir uns zu dieser Seligkeit vorbereiten sollen und im Augenblick unsrer Geburt wird uns die Wahl gegeben zwischen dem Erringen dieser Seligkeit und ihrem Gegentheil; dem Aufgehen und Zerrinnen unsres Ichs in den Genüssen der Erde.

Nicht das ich etwa wähne, diese seien stets im

Widerspruch mit der Vorbereitung unsres Ichs zur Seligkeit, mit der Tugend. Es ist dem Menschen unsäglich viel irdisches Glück gegeben, daß er heiter genießen darf, und nur da, wo sein Genuß nach seiner Erkenntniß, dem Fortschritte des Weltganzen oder dem Glücke seiner Nebenmenschen widerstreitet, hat er zu wählen zwischen Tugend und Genuß! — Jene Erzählung Moses vom Sündenfall des ersten Menschenpaares, ist wie alles, was dieser große Volkslehrer und Führer sagt, wenn auch nicht buchstäblich zu verstehen, doch von vollkommener innerer Wahrheit. — Unter allen Bäumen des Paradiesgartens war nur die Frucht eines einzigen den Menschen verboten!

So verbietet das Sittengesetz den Menschen unserer Zeit auch durchaus nicht die Genüsse der Erde, es verbietet nur ihren Mißbrauch, verbietet den Eingriff in fremdes Eigenthum, es verbietet überhaupt nur das, was der Entwickelung des Weltganzen zum Besserwerden auch nur in einem seiner kleinsten Theile, auch nur für den Augenblick hindernd in den Weg treten könnte.

Wie leicht scheint es Verbote, die so augenscheinlich nothwendig und nützlich sind, stets zu beachten, eben so leicht, als die Frucht vom Baume der Erkenntniß im Paradiese unberührt zu lassen und wie viel Selbstüberwindung gehört doch dazu für den Menschen der Sinn-

lichkeit, Neugierde, Selbstsucht, Trotz, als Naturanlagen besitzt, die erst geschult und zu Vorzügen umgewandelt werden müssen. Das Unterlassen einer Sünde, zu der uns angeborne Neigung lockt, ist immer eine Uebung unsrer Kraft, eine Selbstüberwindung, und wir vermindern und verwandeln unsre fehlerhaften Naturanlagen, indem wir ihnen die Nahrung entziehen. Selbst die Ausübung einer vortrefflichen Handlung, bei der wir alle unsre fehlerhaften Neigungen muthig überwinden mußten, ist nur dann eine Tugend, wenn wir dieselbe uns nicht als ein Verdienst anrechnen, denn in dem nämlichen Augenblick, da wir triumphirend in unserm Innern sagen: Es ist mir gelungen! ich habe den Sieg über mich selbst erkämpft! nähren wir einen Fehler in uns, der bisweilen in einem Moment alle unsre Vorzüge verschlingen kann: Den Stolz! — Das pharisäische: „ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser Zöllner, sondern alle meine Verpflichtungen erfülle,“ ist sicherlich die schlimmste aller menschlichen Verirrungen.

Wer sich für vollkommen gut hält, läßt einmal sehr leicht nach in der nothwendigen Achtsamkeit auf sich selbst, ohne welche keine Tugend möglich ist, dann aber auch verachtet er leicht seinen Mitmenschen und ertödtet so in sich die Liebe.

Liebe, jene heilige Liebe, welche Christus predigt und ausübt, ist nur durch Demuth zu erlangen. Wer sich nicht für besser hält als seine fehlende Mitmenschen, wer, wie der Zöllner, im Gebet vor Gottes Augen es reuig ausspricht: Gott sei mir Sünder gnädig! nur der ist auf dem Wege die Liebe zu erlangen, die der Sünden Menge decket.

Das demüthige Menschenherz, das sich seiner eigenen Schwäche wohl bewußt ist und sich seine Strebungen zum Bessern nicht zu hoch anrechnet, wird Nachsicht haben für die Fehler seiner Brüder, es wird bei Leid und Unannehmlichkeiten, in die es geräth, an die Möglichkeit, sich diese durch eigne Fehler und Mängel zugezogen zu haben, denken und nicht seine Umgebungen, seine nächsten Lieben oft, beschuldigen, das Leid, von dem es gedrückt wird, hervorgebracht zu haben. Es wird selbst in dem Verbrecher den Unglücklichen erkennen und Sünden nicht unbarmherzig richten, in die es so leicht selbst hätte verfallen können.

Demuth und Liebe sind gleichsam die Vorder- und Rückseiten des erhabenen Gepräges wahrer Menschentugend, und Selbsterkenntniß ist das edle Metall, dem sie allein aufgedrückt werden können.

Es ist keine Erniedrigung der Menschheit, einzusehen, daß jeder einzelne Mensch mit fehlerhaften Nei-

gungen geboren ist, denn Gottes Wille ließ ihn so ins Erdenleben treten, damit er in Treue an seiner eignen Vervollkommnung arbeitend, auch die Vervollkommnung des Weltganzen fördere. Kindliche Unschuld besteht ganz wohl neben den angebornen menschlich fehlerhaften Neigungen eines Kindes, sie geht erst dann verloren, wenn das Kind mit dem Bewußtsein, Unrecht zu thun, seinen fehlerhaften Neigungen folgt.

Darum auch neigt sich Christus in warmer Liebe zu den Kindern nieder. — Sie, deren Bewußtsein von gut und böse noch nicht entwickelt, sind gleichsam die Knospen der Menschheit; und er sagt, daß derjenige, der eines dieser Geringsten verschlechtert, es verdiene, mit einem Mühlstein um den Hals ersäuft zu werden im tiefsten Meere.

Die Heiligkeit, die Holdseligkeit der Kindheit preiset der Welterlöser mit beredten Worten und sagt seinen Jüngern, sie würden nicht ins Himmelreich kommen, wenn sie nicht umkehrten und den Kindern ähnlich würden, d. h. hier wohl, ihre Begriffe von Recht und Unrecht, von Hoch und Niedrig so von Grund aus umänderten, als ob sie bis dahin noch gänzlich unentwickelt gewesen wären.

Achtes Kapitel.

O Lamm Gottes! unschuldig
Am Stamme des Kreuzes geschlachtet,
Ertrugst Deine Leiden geduldig,
Obgleich Du wurdest verachtet.
Alle Pein hast Du getragen,
Sonst müßten wir verzagen!
Gieb uns Deinen Frieden, o Jesu!

Altes Kirchenlied.

Die heilige Schrift erzählt uns nur wenig von der Kindheit des Erlösers. — Die erhabene Gestalt wird uns eigentlich erst in ihrer ganzen Vollendung vorgeführt. — Nachdem Christus in der Wüste die Versuchung überwunden, ein weltliches Königreich zu gründen, tritt er als Volkslehrer in seinem Lande auf und wählet sich Schüler und Anhänger unter den schlichten Leuten des geringen Bürgerstandes.

Seine Lehren, unzweifelhaft Lehren der reinsten Moral, Lehren, deren genaue und allgemeine Befolgung

die Menschheit vollkommen machen müßte, fanden überall Anklang und die Zahl seiner Schüler mehrte sich mit jedem Tage seines segensvollen Lebens.

Die Lehren des Welterlösers bezweckten aber nicht blos den Fortschritt des Guten und Tugendhaften in der Tugend, sie wandten sich besonders auch an die Sünder und Gefallenen, denen sie Vergebung ihrer Sünden verhießen, und in einer Welt so verderbt, so angefault, wie die damalige römische, war dies sicherlich der Weg zu den meisten Herzen.

Was heißt aber eigentlich Vergebung der Sünde? — Die Worte der Apostel, seiner Nachfolger, versichern uns vielfach, daß Christus in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen, daß er sein Blut vergossen zur Vergebung unsrer Sünde, daß er am Kreuze für uns gestorben, um uns Sünder mit Gott zu versöhnen und daß wir nur durch sein Blut, Gnade bei Gott finden könnten.

Es liegt etwas Furchtbares, etwas, das das menschliche Herz mit Entsetzen erfüllt, in dem Gedanken, daß Gott eines schuldlosen Opfers bedurft hätte, um mit uns Menschen, die er ja selbst so schwach erschaffen, versöhnt zu werden. Was ist das für ein Gott, der zürnt? zürnt! zumal über das, was er ja mit Leichtigkeit ändern könnte, denn die Allmacht konnte den Erden-

stern ja mit allen seinen Geschöpfen schon vollkommen aus ihrer Hand hervorgehen lassen!

Wir stoßen hier auf seltsame ängstigende Widersprüche, doch lassen sich dieselben vielleicht durch Nachdenken, durch Betrachtung der Natur und durch die heilige Schrift selbst, die sie uns erregte, auch lösen.

Was Gott ist? darüber kann uns erschaffenen, auf einen so engen Gesichtskreis beschränkten Geistern weder unser tiefstes Nachdenken, noch die aufmerksamste Betrachtung der Natur vollen Aufschluß geben.

Unser Menschengeist ist ja nur ein auftauchendes Bläschen im Ocean des Alls, die Natur, die wir beobachten können, ein Sandkorn in der unendlichen Schöpfung, die in ihrer Unendlichkeit wieder nur der Körper, die Hülle des Ewigen! des Einen ist, der sich in ihr, allen Geistern, die ihn ahnen, auf allen Sternen seines Alls wahrnehmbar macht. — Die kleine Erde, die Welt des Menschengeschlechtes, ließ er vervollkommnungsfähig ins Weltall eintreten und dem Menschen ließ er die Wahl, durch Sinnengenuß allmählig ganz Eigenthum der Erde zu werden, oder sich durch die Kraft des Gedankens, durch stete Uebung seines sittlichen Willens, fähig zu machen, wenn der Tod die Fessel des Irdischen bricht, zu einem andern nicht irdischen Dasein übergehen zu können. Gott kann nicht zürnen! Er, der Ewige, die Seele des

Weltalls, kann nicht eine Eigenschaft an sich haben, die selbst jeder Mensch, der sich im Guten übt, ablegen und bemeistern soll und kann.

Der schauderhafte Gedanke, daß Christus am Kreuze sterben mußte, um den Zorn Gottes über die sündige Menschheit zu versöhnen, um es zu verhüten, daß das ganze fehlende Geschlecht in den feurigen Ofen der Hölle geworfen und dort den Qualen einer entsetzenvollen Ewigkeit preisgegeben wurde, muß wegfallen vor dem Nachdenken jedes vernünftigen Menschen. — Was wäre das für ein Gott, der ein einziges Wesen zu ewigen Qualen ins Dasein rufen könnte? — Macht nicht der leichtsinnigste Knabe dem Leiden einer Fliege, die er an eine Nadel spießte, ein Ende, wenn ein Verständigerer ihn belehrt, daß das Zappeln des armen Geschöpfes der Ausdruck quälender Schmerzen sei?

Es haben einige Personen den Versöhnungstod des Erlösers so zu erklären gesucht, als ob durch denselben der Gerechtigkeit Gottes, welche die Sünde strafen muß, genügt würde, aber was wäre das für eine Gerechtigkeit, die den Unschuldigen mit tausend Martern straft, um den Schuldigen frei lassen zu dürfen?

Durfte Gott den Sündern nicht vergeben? welche unbekannte Macht hielt ihn davon ab, denn Gerechtigkeit kann es nicht sein, sie darf und kann nur den

Schuldigen strafen. Straft Gott die Sünder überhaupt? Er, der Allmächtige, der Allgütige, dem es ja so leicht sein würde, allen alles zu vergeben, und wie er die Sonne scheinen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, so auch alles Gute, alle Quellen des Glückes, über Sünder und Unschuldige gleich auszugießen.

Unser Nachdenken wird uns bald lehren, daß eine solche Aeußerung der Güte Gottes, uns Menschen auf der Stufenleiter der Wesen, die wir hier auf Erden kennen, sehr tief herabsetzen würde, herabsetzen zum Thiere!

Das Glück des Thieres, das man bisweilen auch von Menschen preisen und loben hört, ist eben nichts andres, als seine Unverantwortlichkeit, während die Erhabenheit des Menschen darin besteht, daß er die Folgen seiner Thaten kennt und dieselben mit Bewußtsein tragen muß.

Der Mensch allein auf Erden hat die Fähigkeit, mit Bewußtsein hindernd oder fördernd bei der Entwickelung des Weltganzen zur Vervollkommnung, eingreifen zu können und wäre es auch nur so weit, als er sein eignes Ich vervollkommnet oder zu vervollkommnen unterläßt.

Der irdische Mensch ist als solcher, ein Wesen zwie-

facher Natur. — Mit seinem Körper ganz und gar der Erde angehörig, ist er körperlich das edelste aller Thiere.

Sein Geist aber, sein Ich, das Gott ahnen und ihn aus seinen Werken zu erkennen streben kann, sein Geist, der die erhabene Kraft besitzt, in Gottes Willen selbst denkend und wollend eingehen und durch seine Thaten die Vervollkommnung des Weltganzen fördern helfen zu können, sein Geist, der die Tiefen der Himmel durchforscht und nicht nur die Kräfte der Thiere, sondern auch die Kräfte, die das Weltall bilden, zu seinen Dienern machen kann; gehört der Erde nicht allein an, kann sogar, kraft des Gedankens und der Phantasie, trotz seiner Körperfessel, sich von der Erde zu andern Sternen erheben und sich ihre Eigenthümlichkeiten, z. B. den Blick von ihnen, in den gestirnten Himmel vorstellen.

Die menschliche Seele, unser Ich, ist aber auf Erden mit dem Körper auf das Engste verbunden. Ihre Kräfte und Fähigkeiten entwickeln sich mit dem Körper und sind in gewissem Grade von dem Wohlbefinden und der Ausbildung des Körpers abhängig. — Es mußte daher dem Menschen bei seinem Eintritt ins Erdenleben ein zwingendes Motiv mitgegeben werden, den Körper zu erhalten, zu pflegen, zu bilden, denn auch er ist bildungsfähig.

Jeder unsrer Sinne z. B. kann so geschult werden, daß er dem Sinne desjenigen Thieres gleichkommt, welches von der Natur die höchste Schärfe desselben empfangen hat.

Es kann das Menschenauge so geübt werden, daß es mit dem des Falken und Adlers gleiche Sehkraft erhält. Dem Geruchsinn des Menschen kann die Schärfe von dem des Spürhundes angeübt werden. — Der Tastsinn fast aller Blinden wird so fein und sicher, daß ein solcher, wie Wieland sagt, die Augen an den Fingerspitzen trägt. Das Ohr des Jägers wird scharf wie das des Hirsches, und der Musiker unterscheidet mit diesem seinem verfeinerten Sinn, Töne, von deren Verschiedenheit der ungeübte Mensch keine Idee hat.

Die Sinne, diese treuen, wenn auch nie ganz zuverlässigen Diener der Seele, zu üben, zu verschärfen, gehört sicherlich auch zu den Pflichtenkreis jedes Menschen, denn je treuer, je genauer sie uns das Bild der Außenwelt zutragen, desto sicherer können wir dieselbe beurtheilen.

Den Körper zu pflegen, auszubilden, ihn gesund zu erhalten, damit er zu allen seinen Verpflichtungen geschickt sei, ihn zu Schönheit und Anmuth zu erziehen, ist Pflicht und Nothwendigkeit für jeden Menschen, wenn er in seinem Körper, der Seele die Mittel nach außen hin recht wirken zu können, sichern will.

In der Sinnlichkeit gab Gott uns den natürlichen Mahner, der uns in jedem Augenblick daran erinnert, daß wir mit dem Körper der Erde angehörend, den irdischen Bedürfnissen genügen sollen.

Die Sinnlichkeit ist also keineswegs der Verführer, der Feind des Menschen, sie ist im Gegentheil eine dem Erdenleben höchst nothwendige Gefährtin, sobald wir sie nur nicht zur Gebieterin unsres Ichs werden lassen. — Hunger und Durst mahnen uns zum Essen und Trinken, die Befriedigung dieses Bedürfnisses erhält uns lebend und gesund und erregt zugleich ein wirkliches Wohlgefühl, einen Genuß. — Aehnlich ist es mit der Befriedigung aller irdischen Bedürfnisse, die zur Selbsterhaltung nothwendig sind und ist das nicht ein Beweis der Güte Gottes, der das Nothwendigste auch zum Angenehmsten macht?

Außer der Sinnlichkeit besitzen wir aber noch eine ebenfalls zwingende, mahnende Kraft, die in unsrer Seele liegt, eine Kraft, die sich in stetem Sehnen nach einem vom Sinnenglück unabhängigen, friedlichen und freudenvollen Zustande ausspricht.

Wenn die Sinnlichkeit uns zu Genuß und Vergnügen treibt, so verlangt diese ein Glück, das unabhängig ist von Sinnesgenüssen, das weit über denselben steht, den bittern Nachgeschmack nicht hat, der diesen zu

folgen pflegt, das uns dauernd erfüllt und allen irdischen Verhältnissen gleichsam trotz bietend, weder dem Reichen noch dem Mächtigen allein zu Theil wird, sondern von allen Menschen errungen werden kann.

Denn es kann wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß ein Glück, das nicht Alle theilen, den Einzelnen nicht voll befriedigen kann, und da das Mitleid mit den Entbehrenden es stören müßte, kein Vollkommenes wäre. — Dieses Glück — das wir das höchste Gut nennen — bestände in der vollkommnen Vereinigung des menschlichen mit dem göttlichen Wollen, welches ungefähr gleichbedeutend wäre mit der Erfüllung aller unserer Wünsche.

Da wir aber Gott nicht zwingen können, da ferner jeder erfüllte menschliche Wunsch alsbald einen neuen gebiert, so müßten wir uns selbst zwingen, nie etwas zu thun, zu denken, zu fühlen oder zu wünschen; das nicht genau übereinstimmte mit dem göttlichen Willen. Vervollkommnung des Weltganzen, und für uns zunächst Vervollkommnung unseres Ichs, ist der uns wohlbekannte Wille Gottes, und in der Kraft, das Gute, d. h. das, was Gott will, zu wollen, in der Kraft, mit Bewußtsein an unserer Vervollkommnung zu arbeiten, besitzen wir den höchsten uns über alle unsere Mitgeschöpfe auf Erden erhebenden Vorzug.

Ist aber die Sinnlichkeit zur Gebieterin unsres ganzen Ichs geworden, so hat sie den höheren Theil desselben, diese Kraft, das Gute zu wollen, von ihrem Throne gestoßen; sie hat uns erniedrigt und wird uns mehr und mehr dem Thiere gleichstellen, bis sie uns endlich noch tiefer als zur Thierheit hinabzieht.

Alle sinnlichen Triebe des Menschen müssen schon daher unter der Herrschaft der Willenskraft stehen, weil sie sonst zum Uebermaaß in sinnlichen Genüssen verleiten könnten, das den Körper, statt ihn zu kräftigen, zu stärken und zu verschönern, schwächt, entstellt, ja endlich ganz zerstört.

Der Mensch, das erhabenste Wesen der irdischen Schöpfung, trat in die Welt, ausgerüstet mit der Kraft das Gute zu erkennen und zu wollen.

Diese Kraft, die ihn befähigt zur Vervollkommnung des Weltganzen beizutragen, macht ihn — zum Gefährten Gottes. — Der Mensch aber, das Kind der Erde, sollte sein Erdenleben hindurch auch an die Erde gefesselt sein, um zu ihrer Vervollkommnung beizutragen, darum ward ihm der irdische Körper, mit irdischen Bedürfnissen, mit der freundlichen Genußspenderin: Sinnlichkeit. Wehe ihm jedoch, wenn er sie, die lächelnde Dienerin zu seiner Beherrscherin werden läßt, sie wird eine Tyrannin, seine Mörderin.

Wer jemals einen Trunkenbold sah, der im Säuferwahnsinn sein verdorbenes Leben endigte, der muß mit Grauen, mit Entsetzen erkennen, welch' eine Gebieterin die Sinnlichkeit ist.

Auch sollte sie das nicht werden. Gottes Wille machte den Menschen zu einem vernüftigen Wesen, die unsterbliche Seele soll Herrin des Körpers, der Sinnlichkeit bleiben, und Gottes Wille, der in der Natur überall streng befolgt wird, soll es auch in der Menschenseele werden. — Unmäßigkeit erregt Ekel, weiter fortgesetzt, zerstört sie den Körper. Denn die Vernunft soll Herrin bleiben im Menschen, so will es Gott!

Der Mensch ist verantwortlich für all sein Thun und Lassen und soll es sein, das ist sein erhabenes Vorrecht vor allen andern irdischen Geschöpfen.

In dem Gefühle seiner Verantwortlichkeit, das wie jede Menschenkraft ausgebildet werden kann, und das wir Gewissen nennen, liegt auch zunächst die Strafe für jede böse That, für jede Unterlassung einer gebotenen und erkannten Pflicht, ja für jeden bösen Gedanken.

Gut ist alles was zur Vervollkommnung des Weltganzen beiträgt, böse alles was dieselbe hindert. — Neid, Haß, Zorn, auch wenn sie nie zu Thaten wurden, welche das Wohl unseres Nächsten störten, sind darum böse, weil sie uns selbst verschlechtern. — Nur in der

Uebereinstimmung der menschlichen Seele mit dem Willen Gottes liegt ihr Glück, wie darin auch ihre Vervollkommnung liegt. Die Vervollkommnung des eigenen Ichs, die menschliche Glückseligkeit, das höchste Gut, die Befolgung des Willens Gottes sind nur verschiedene Ausdrücke für denselben Begriff. — Gott straft nicht, wie ein irdischer Fürst, nicht wie ein irdischer Vater straft; aber die Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit Gottes Willen, ist das höchste Ziel des Menschen, das ist Naturgesetz!

Gott vergiebt auch nicht, wie ein irdischer Fürst, ein irdischer Vater. — Was Böse ist, ist und bleibt böse, d. h. der Veredelung desjenigen, der es ausübte, widerstrebend, auch wenn es sonst keine bösen Folgen auf andere hätte.

In so weit ist eine Vergebung der Sünde nicht denkbar, sie wäre eine Auflösung des göttlichen Willens, eine Aenderung seiner Naturgesetze, die ewig sind, wie er selbst, der einzig Eine!

Der Mensch aber, das Doppelwesen, von der Sinnlichkeit zur Erde niedergezogen, und durch sein erhabenes Ich zum innigsten Verein mit Gott berufen, thut nicht selten das Böse, seinen sinnlichen Trieben folgend, und empfindet dann sein Elend, seine Erniedrigung, sein Abweichen von Gott, mit bitterm Schmerze. —

Der Kampf zwischen den sinnlichen Trieben, die sich zu Herrschern zu machen streben, und dem uns innewohnenden Gottesfunken währt durch das ganze Leben, aller, im gewöhnlichen Sinne, edeln und guten Menschen. — Ein schmerzlicher Kampf oft, ja immer!

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl,

sagt unser großer Dichter, doch wird dieser Kampf dem, welcher ernstlich, gleich beim Beginn desselben wählte, allmählig leichter. — Denn wer mit bewußtem Willen wählt, was kann er anders wählen, als die Uebereinstimmung mit Gott, und jeder Tag des Kampfes kräftigt den Geist und weiset die Sinnlichkeit in die Schranken, wo sie Dienerin der Seele bleibt.

Es giebt indessen im Erdenleben unzählige Verhältnisse, in welchen das Glück der Sinne, mit dem Glück der Seele sehr leicht verwechselt werden kann. — Einer derselben, uns allen bekannt, zeigt sich in dem Gefühl, das wir Liebe nennen, jene Liebe, die den Silberblick des Erdendaseins bildet, die der Seele angehört und doch auch alle Sinne in ihren Banden hält.

Dies ist der Punkt, der mit seinem goldnen Lichte vor allem im weiblichen Leben das Auge blendet, die Freiheit der Wahl verwirrt, das Herz hinreißt und den Sinnen plötzlich eine fürchterliche Herrschaft einräumt.

— Dann! wenn es zu spät ist, wenn das Böse geschehen ist, wenn das tugendhafte Ich sich von seiner erträumten Höhe herabgestürzt sieht, dann fassen die bittersten Schmerzen des Lebens das Herz, die Schmerzen der Reue! —

Die Leidenschaften sind es, die überhaupt das Ich verblenden, daß es oft das Böse statt des Guten, nicht blos Sinnenglück statt Seelenfrieden erwählt.

Haß, Rachsucht, Hochmuth, Geiz, Neid heißen die bösen Geister, die das richtige Urtheil der Vernunft umnebeln und das menschliche Ich so verblenden, daß es bei der ihm freigestellten Wahl, sein Elend statt seines Glückes erfaßt.

Eine Leidenschaft ist eine Art Hohlspiegel, in dem wir das Bild eines in Wirklichkeit sehr geringen Sinnenglückes ins Ungeheure vergrößert und mit einem unwahren Glanze geschmückt, erblicken. Es sind Blendungen, erregt durch einen krankhaften Zustand unsres eignen Ichs, den wir bisweilen sogar als einen solchen erkennen, ihn aber doch nicht abändern können, weil unsre Willenskraft nicht geübt und geschult wurde.

Die meisten Verbrechen, die gröbsten Sünden werden in der Leidenschaft verübt, und furchtbare Wahrheit erhält dann der Ausspruch unsres großen Dichters:

„Ein andres Antlitz, eh sie geschehn —
Ein andres — zeigt die vollbrachte That!“ —

Kein größeres Elend als das des Verbrechens! — So lange wir unser Leben rein erhalten vom Verbrechen, so lange unsre Sünden und Fehltritte nichts andres sind, als Gedanken und Gefühle, Unterlassungen gebotener Pflichten, zu große Nachsicht gegen uns selbst und zu große Strenge gegen unsere Mitmenschen, so lange sind wir sehr geneigt, sie für geringe anzusehen und mit dem Pharisäer zu beten: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin, wie dieser.

Aber nun reißt uns die Leidenschaft, der wir nicht den Zaum anlegten, so lange es noch möglich war, plötzlich hin, und der böse Gedanke, das uneraubte Gefühl werden zur bösen That. — Der Haß gebiert den Mord. — Die Habsucht den Diebstahl.

Man glaube ja nicht, daß dies so selten sei, daß ungeheure Verruchtheit dazu gehöre, ehe ein Mensch zum Diebe, oder gar zum Mörder werde. Oft ist es ein einziger unbewachter Augenblick, der das Verbrechen mit seinem ganzen Gefolge von Elend über das Menschenleben bringt, und der Mensch, den man jetzt als Mörder mit Ketten belastet, vom Abscheu aller, die ihn sehen, begleitet, in den Kerker führt, war vor 2 Stun-

den noch ein rechtschaffner Mann. Er war arm, ein reicher Gläubiger drückte ihn, ließ ihm sein Eigenthum abpfänden, sein Weib starb in Folge des Kummers, bittrer Haß nahm in seiner Seele Platz gegen den, der einst doch in gewisser Hinsicht sein Wohlthäter war, denn er lieh ihm vor Jahren eine Summe, die ihn erst in den Stand setzte, sein Amt anzutreten, sein Weib heimzuführen, und daß er jene Summe, sein rechtmäßiges Eigenthum mit Strenge zurückforderte, ist das ganze Unrecht dessen, den der Verbrecher so glühend haßte. — Noch hat der Gläubiger es nicht empfangen, auch er ist erbittert, er nennt es Undankbarkeit des Schuldners, daß er ihn nicht befriedigt, und kommt bewaffnet mit all der Macht, die das Gesetz ihm giebt, das letzte Hausgeräth des Schuldners, seine letzte Kuh, die Ernährerin seiner Kinder, ihm zu entreißen. Da erfaßt diesen der Zorn, sein Haß wird zur blutigen That — an der Wand hängt das geladene Gewehr und mit dem Ausruf: stirb, Blutsauger! jagt er dem, den er für seinen bittersten Feind hält, die Kugel durchs Haupt.

Die That ist geschehen! — O welch' ein andres Antlitz zeigt sie jetzt, als in dem Moment vorher.

Damals schien es ihm eine Handlung der Gerechtigkeit, das Ungeheuer von der Welt zu schaffen, das seinem armen Weibe das Leben raubte, das seinen

verwaisten Kindern das Bett, die Nahrung nehmen wollte.

Jetzt liegt vor ihm in seinem Blute, mit gebrochenen Augen, der Mann, der ihm einst Beistand und Hülfe geleistet! — Der Unglückliche, der eben den letzten Athemzug that, ist auch Familienvater, drei Kinder werden dem ruchlosen Mörder fluchen, das vergossene Blut schreit um Rache auf zum Himmel. Mörder! Mörder! ruft das Herz des Unglücklichen, der die That verübte; — o! beklagenswerth ist der Schuldige, wie groß auch seine Schuld sein mag!

Gott bewahre jede Menschenseele vor dem Verbrechen! — „Führe uns nicht in Versuchung!" diese Bitte, die uns Jesus in seinem herzigen Gebete vorspricht, wir sollten sie auf allen Lebenswegen, in allen Stunden in unserm Herzen bewegen, denn das Elend der Schuld ist das schlimmste auf Erden und die Mög lichkeit schuldig zu werden, lauert auf uns überall.

Gestern begrub man die Leiche einer Selbstmörderin! Sie war ein schönes Mädchen von 20 Jahren, einer mittellosen Wittwe einzig Kind.

Sie hatte geliebt mit tiefster Innigkeit und ihre Liebe war schuldlos gewesen, wie ihre junge Seele.

Da rief die Pflicht den Geliebten von ihrer Seite, und in der Abschiedsstunde gab sie ihm, dem ihre Seele

gehörte, in heißer Liebe sich selbst vergessend, auch ihren jugendlichen Leib hin.

Er zog hinweg, sie waffnete sich mit Muth, sie wehrte der Verzweiflung, sie trug das Bewußtsein ihrer Schuld, der Welt und ihrer armen Mutter wegen, mit äußerer Ruhe. — Da wird ihr zugeflüstert, daß er, den sie liebt, sich in der Ferne mit einer anderen, einer Reichen, vermählen werde.

Sie hätte nie an ihm gezweifelt, wenn sie nicht gefehlt hätte, aber das Bewußtsein ihrer eignen Schuld hat ihr den Glauben an die Menschheit geraubt; sie hält es jetzt für möglich, daß der Mann, der in ihr nicht mehr die Herzensreinheit des Weibes ehren kann, sie auch nicht mehr liebt. Sie wachte die langen Nächte hindurch, die Verzweiflung zog ein in ihre gemarterte Seele. Der Gedanke, daß er sie nicht mehr lieben könne, daß er vielleicht nur, um ihr Wort zu halten, einem Glück, das ihm lächle, mit schwerem Herzen entsage, ward zur Gewißheit in ihr, und sie suchte in der Tiefe des Stromes die Ruhe, die ein Moment der Leidenschaft ihr für immer geraubt. — Friede ihrer Seele! Das Wort des Erlösers, „sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben werden," findet auch bei ihr seine tröstende Anwendung!

Gott zürnt weder dem unglücklichen Mörder, noch

der armen Gefallenen! — Fast jedes Verbrechen, ja ich möchte sagen unbedingt jedes Verbrechen, hat Entschuldigungsgründe, hat sie besonders vor dem Auge des Allwissenden, des Allgütigen.

Wozu also der Versöhnungstod des Erlösers? wozu jene namenlosen Qualen, denen er sich ohne Murren freiwillig unterzog?

Ich sage freiwillig, denn es geht aus der biblischen Erzählung zur Genüge hervor, daß Jesus sich dem Martertode, daß er sich allen Beschimpfungen und Beleidigungen, die er vorher erduldete ganz wohl hätte entziehen können. Seine Gewalt über die Herzen derer, die ihn sprechen hörten, die in sein Antlitz blickten, war so groß, daß er sie nur anwenden durfte, um aus denen, die ihn verfolgten, seine Beschützer und Freunde zu machen.

Wenige Worte von ihm und die Männer, die ihn zum Gericht führen sollten, wären ihm gefolgt als seine Jünger. Er aber sprach nichts, was sie von ihrem Vorhaben abwendig machen konnte, er machte sie nur darauf aufmerksam, daß sie ihn jeder Zeit hätten ergreifen können, da er öffentlich im Tempel und auf den Straßen gelehrt. — Er folgte ihnen gefaßt und milde, heilte die Wunden, die der leicht erzürnte Petrus schlug, und befahl ihm, das Schwert einzustecken, da, wer das Schwert ziehe, auch durchs Schwert umkommen würde.

Er stand vor dem Hohenpriester und den Schriftgelehrten, seinen Feinden, zwar ruhig, gefaßt und milde, aber kein Wort ging über seine Lippen, das den Zorn und Haß derselben hätte entwaffnen oder beschwichtigen sollen. Anfangs schwieg er gänzlich, als man Worte von ihm verkehrt und gemißdeutet als Anklagen gegen ihn anführte, als aber der Hohenpriester ihn bei dem lebendigen Gott beschwörend, fragte, ob er Christus sei, der Sohn Gottes, antwortete er: Du sagst es! und fügte fest und stolz hinzu, daß seine Erhabenheit sich jetzt erst zeigen werde. Doch sage ich Euch: Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels. Matthäi 26, V. 64.

Das war gerade die Antwort, welche die fanatischen, hochmüthigen Priester sich wünschen mochten, um ihren Anschlägen gegen den großen Volkslehrer Nachdruck zu geben.

Es bedurfte nicht mehr als dieser Worte, um eine Anklage auf Gotteslästerung gegen ihn zu begründen, und mit einer solchen führten sie ihn vor den römischen Landpfleger Pontius Pilatus.

Auch vor diesem beobachtete Christus jenes hoheitvolle Stillschweigen, das in seiner Lage unerklärlich

schiene, wenn nicht der Wille daraus hervor leuchtete, auch nicht durch ein einzig Wort das Geschick, das er über sich zu nehmen entschlossen war, abzuwenden.

Zu groß denkend, zu edel und würdig, um das, was geschehen sollte, etwa durch einen seinen Peinigern entgegen geschleuderten Hohn zu beschleunigen, war sein Schweigen zugleich der erhabene Beweis seines hohen Selbstbewußtseins und seiner demüthigen Unterwerfung in den Willen Gottes.

Er wußte, daß er sterben mußte, sterben unter den bittersten Qualen; einmal, um seine Lehren durch sein Beispiel zu bekräftigen, um an sich selbst die Möglichkeit ihrer Ausführung, durch die That zu beweisen. — Er mußte der in Sinnengenuß schwelgenden und doch so elenden Menschheit zeigen, daß eine erhabene, die einzig auf Erden mögliche, menschliche Glückseligkeit existire, und daß sie vollständig unabhängig von jedem sinnlichen Genuß, selbst unter Qualen und Schmerzen bestehen könne.

Anders, und unendlich erhabener, als jener Sklave (Epictet), der, während ihn sein Herr schlug, seine philosophische Ruhe dadurch bewies, daß er ihm sagte: „du wirst mir das Bein zerbrechen," und als das nun durch die brutale Mißhandlung wirklich geschah, im Zusammenstürzen ausrief: „habe ich das nicht gesagt, daß

du mein Bein zerbrechen würdest," war Christus fest entschlossen, jede Qual zu überwinden, nicht, um mit seiner Ruhe zu prahlen, sondern um seinen leidenden Mitmenschen tröstend zu zeigen, daß allen Qualen, wie groß sie auch seien, die Spitze abgebrochen wird, durch Geduld, durch Muth, durch Vertrauen auf Gott und volle Ergebung in seinen Vaterwillen.

Der Martertod des Erlösers war ein Beispiel, das er uns hinterließ, und das wahrlich für alle Fälle menschlichen Elends ausreicht. Denn seine Leiden waren nicht bloß körperliche, es waren auch Seelenleiden der herbsten Art dabei.

Während er in der natürlichen Furcht vor dem nahen, grausen Tode vor Gott im Gebet rang, sah er die drei Jünger, die ihn in den Garten Gethsemane begleitet, schlafen. Er konnte sich darüber nicht täuschen, daß diejenigen, in deren Händen zunächst die Fortsetzung des Werkes lag, für das er in den Tod ging, ihn weder ganz verstanden, noch die Kraft und die Liebe hatten, in seinem Geiste fortzuwirken. — Das war vielleicht der bitterste Tropfen im Kelche seiner Seelenleiden. Er fühlte auch — er, der Sohn Davids, die tiefe Erniedrigung seines Volkes, das von einem Caiphas sich blenden ließ und dem römischen Machthaber, seinen treusten Freund, seinen besten Schützer zum Tode überant-

wortete, während es Barabas, einen Mörder, einen groben Verbrecher, befreite.

O Christus, der Sohn Davids, war, so erhaben auch seine Menschenliebe war, so sehr sie sich über die ganze Menschheit ausbreitete, doch zu sehr Sohn und Freund seines Volkes, als daß die Erniedrigung, die Entsittlichung desselben ihn nicht tief und bitter geschmerzt hätte! Daß ihn Judas verrieth, daß ihn Petrus verleugnete, daß sie alle, die er sich zu Schülern erwählt hatte, um sie zu Lehrern der Menschheit zu machen, von ihm flohen und ihn verließen in den Stunden der Qual, das trug er ja Alles auch an seinem Herzen, während man sein Haupt mit Dornen krönte, ihn geißelte und anspie.

Und unter seinem Kreuze stand — seine Mutter, seine Schmerzensmutter, deren Jammer den bittersten, letzten Tropfen, dem Kelche seiner Leiden zufügte.

Er übergab sie der Pflege und Liebe des einzigen seiner Jünger, den er neben sich sah in seiner Todesstunde, des liebevollen Johannes, und dann seine Seele Gott empfehlend, fühlte er, daß die Aufgabe seines Lebens beendet sei.

Er starb! nachdem er seinen Feinden vergeben, den mit ihm sterbenden Verbrecher getröstet, seine Mutter versorgt, seinen Freund beruhigt hatte, starb ohne Mur-

ren, freiwillig, freudig; von Liebe zu Gott und den Menschen erfüllt, bis zum letzten Hauche seines vollkommnen Lebens.

So sterbend, machte er seine Lehren zu Thaten. — Sie sind nicht, wie so viele andere Lehren weiser Männer, ungeprüfte Theorien, sie sind erhabene Wahrheiten, erprobt von dem Lehrer selbst in den schwersten Prüfungen, denen der Mensch auf Erden ausgesetzt sein kann; erprobt — und bewährt gefunden, denn kein Leid hatte seinen Muth gebrochen, seinen Gehorsam zum Wanken gebracht, seinen Frieden mit Gott gestört.

Er hat uns ein Beispiel gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen.

Durch seinen Tod erst ward Christus zum Weltheiland. — Seine Lehren, die Lehren der reinsten Moral, finden sich, so sagen die Gelehrten, auch von andern weisen Männern ausgesprochen. Auch Seneca soll gelehrt haben, daß man seinen Feinden vergeben müsse, auch Sokrates und Plato haben, so erzählt man mir, weise und erhabene Lebensregeln in ihren Schriften hinterlassen. Haben sie selbst aber genau nach denselben gelebt?

Christus hat das! Sein Leben, Wirken, Leiden und Sterben ist die Verkörperung seiner Lehren, die einzige, die bis heute noch auf Erden existirt, und doch

wurden seine Lehren schon von seinen Jüngern mißverstanden und wurden es mehr und mehr von Allen, die nach ihnen kamen. — Die Lehren der Liebe, des Selbstvergessens, des Aufgehens in Gott, die mit dem Herzen aufgefaßt sein und durch Thaten einfacher Güte verlebendigt werden sollen, wurden zu gelehrten Systemen gemacht; und unter dem Krimskrams geheimnißvoller Weisheit, mit dem streitende Priester den einfachen Kern des Christenthums bekleideten, wurde dieser nur zu oft gänzlich hinweggeworfen.

Sie streiten darüber, ob man beim heiligen Abendmahle Brot und Wein, oder nur das erstere genießen solle, sie streiten darüber, ob man im Brot und Weine das Fleisch und Blut Christi wirklich oder nur in Gedanken genieße, und vergessen, daß Er, da er vor seinem Tode mit seinen Jüngern zum letzten Male Brot und Wein genoß, von ihnen einfach forderte, daß sie bei diesen ersten, nothwendigsten Gaben Gottes, sich stets seiner und ihres gemeinsamen Lebens erinnern sollten.

Solches thut zu meinem Gedächtniß! sagte er, und wenn er auch hinzu setzte, daß sie das Brot wie seinen Leib, den Wein wie sein nun bald für sie vergossenes Blut betrachten sollten, so ist es doch wohl die natürlichste Erklärung, daß sie, seine Jünger und Schüler, bei der Befriedigung ihrer nächsten, täglichen, irdischen

Bedürfnisse sich seiner Leiden und des großen Zweckes, warum er litt, erinnern sollten. — Bei der Mahlzeit vereint sich der Familien- und Freundeskreis, und wenn Eltern, Kinder, Gatten, Geschwister sich eines theuern Dahingeschiedenen täglich erinnern, so wird bei der Mahlzeit gewiß in Liebe das gemeinsame Gespräch Bezug auf ihn nehmen.

„Wo zwei zusammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen," sagt Christus an einer andern Stelle, und am letzten Abend ihres Beisammenseins, bittet er seine Jünger, sich beim Genuß von Brot und Wein, d. h. täglich bei ihrem gemeinsamen Mahle, seines Leidens und Sterbens, d. h. des freudigen Opfers zu erinnern, das er für die Verbreitung seiner Lehren gebracht.

Denn nächst der Bekräftigung der Wahrheit seiner Lehren, war es auch die Verbreitung derselben, die seinen Tod ihm zur Pflicht machten.

Wir hören, daß Lykurg, der Gesetzgeber Sparta's, von seinem Volke verlangte, daß es seine Gesetze halte, bis er selbst wiederkomme, und daß er dann fortging auf Nimmerwiederkehr.

Wir hören von Moses, daß er das Land, in das er sein Volk führte, nicht betrat, sondern hinging, um auf dem Berge zu sterben, während der von ihm zum

Nachfolger ernannte Kriegsheld Josua die Juden siegreich in das Land der Verheißung einziehen ließ.

Was ein Scheidender uns im Moment des Abschieds sagt, das bewahren wir nicht nur in treuem Andenken, wir erfüllen es auch gern, wenn es eine Bitte war, und der letzte Wille jedes Sterbenden ist heilig.

So war auch der Tod Jesu gleichsam das Siegel, das er liebend seinen liebevollen Lehren aufdrückte. — Die Jünger, die ihn so oft mißverstanden, die sich von ihm weltliche Größe, Gunst und Macht für sich selbst versprochen, die sie für ihn, den Sohn Davids, sicher erwarteten, sahen ihn gefangen, verhöhnt, leidend, sterbend. — Sie aber vor Allen, sie, seine steten Begleiter, die täglichen Zeugen der Macht, die er über alle Herzen ausübte, wußten und erkannten, daß sein Tod ein freiwilliger, ein selbst erwählter, und mit dieser Erkenntniß erst ward es ihnen klar, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. — Seine unveränderte Erhabenheit, Milde und Güte im Leiden und Sterben erschloß ihnen auch die Ahnung der Erhabenheit seiner Lehren und die ganz geistige Natur ihrer Sendung in die Welt.

Mit seinem Tode begriffen sie erst den Umfang seiner Liebe, und die sich ihrem einfachen Sinn täglich mehr aufdrängende Ueberzeugung von der tiefen moralischen Versunkenheit der römischen Welt, konnte ihnen,

den jüdischen Männern, nur zu leicht Veranlassung zu dem Glauben geben, daß Christi Tod ein Versöhnungsopfer sei, dargebracht dem Gott, von dessen Zürnen Moses, der große Lehrer und Führer ihres Volkes, so oft den abgefallenen Israeliten gesprochen.

Moses, der großdenkende, tüchtige, aber heftige und leicht und oft zürnende Mann, konnte seinem Volke nicht wohl ein anderes Bild Gottes entwerfen, als er es gethan. — Was ein Mensch von Gott erkennen und Andern zeigen kann, ist eben nichts Anderes, als das, was sich von dem Geist der Welt im eignen kleinen Ich wiederspiegelt, und Gott zürnte oft — stets, wenn Moses zürnte und im Zorne die Gesetzestafeln zerbrach.

Der Gott, dessen Zorn Opfer beschwichtigen konnten, Er, dem Abraham den einzigen Sohn zum Opfer bringen wollte, mußte wohl auch zürnen über das Verderben der Menschheit, das sich mit rasender Schnelle von Rom aus über den bekannten Erdboden verbreitete.

Die Jünger Jesu, geboren und erzogen im Glauben an diesen zürnenden Gott, ohne Ahnung von der weltumfassenden Menschenliebe des Heilandes, auch wohl noch ohne Ahnung von dem, was das durch Jesu Tod erst verlebendigte Christenthum der Welt einst werden konnte und mußte, verstanden den Tod Jesu, wie sie ihn verstehen konnten; für sie war Christus das Lamm,

das der Welt Sünden trug, das am Stamme des Kreuzes geschlachtet, gemordet, zerschlagen, angespieen werden mußte, damit der zürnende Jehovah der ganzen übrigen Menschheit, sogar dem Theile derselben, der längst nicht mehr in menschlicher Gestalt auf Erden lebte, ihre Sünden und Uebertretungen vergebe.

Auch Luther, der tüchtige, kräftige, aber nicht selten zornige Mann, konnte diese Erklärung verstehen und zur seinigen machen, Luther, der auf der Wartburg dem Teufel der Zerstreuung, der ihn beim Uebersetzen der Bibel plagte, das Tintenfaß an den Kopf warf.

Ferne sei es daher von mir, der Lehre vom Versöhnungstode des Erlösers zu widersprechen. Ich bekenne nur demüthig, daß ich sie nicht fasse und verstehe, zu meinem Troste, zu meiner Beruhigung aber auch nicht bedarf.

Wohl kann ich aber begreifen, daß diese Lehre schon unsäglich vielen Bereuenden die Kraft zur Tugend, zur Rückkehr auf den Pfad des Guten gegeben hat, und in so weit sie das bewirkte, ist sie sicherlich übereinstimmend mit dem Willen Jesu, ist eine christliche Wahrheit.

Jene unglücklichen Verbrecher, die im Zorne sündigten, in deren von Bitterkeit erfülltes finsteres Gemüth das göttliche Wort des Erlösers: „Sie hat viel geliebt, darum soll ihr viel vergeben werden,“ nicht als

ein himmlischer Lichtstrahl fallen kann, sie, die selbst zürnend, auch Gottes Zorn begreifen können, sie dürfen sich aufrichten, denn für sie, gerade für sie, ist der erhabene, liebevolle Mittler den Versöhnungstod gestorben.

Alle rief er zu sich, die mühselig sind und beladen, Alle! auch die sich winden in der entsetzlichen Erinnerung an Verbrechen, die Haß, Zorn oder Neid beging. — Die Leidenschaft jener Unglücklichen erlosch in dem Blut, das sie vielleicht vergossen, in den Thränen, die sie vielleicht Andern auspreßten, aber die entsetzlichen Geister der Reue, die Eumeniden, jene furchtbaren Töchter der Themis, die nie vergessen, „die Ewigen, die mit Gerechtigkeit messen," steigen auf aus Thränen und Blut, die gräßlichen Verfolgerinnen des Verbrechers.

Sie, die finstern Geister des Orkus, können, niedersinkend am Fuße des Kreuzes, und das Blut des Erlösers in ihre schwarzen Gefäße sammelnd, sich in die milden Genien der Reue verwandeln. Der Welterlöser starb auch für den niedrigsten Verbrecher, der nun, Gott durch Christi Blut versöhnt glaubend, trotz seiner Befleckung von Neuem zu den lichten Höhen der Menschheit aufzuschauen wagt. — Die Reue des Christen, der auf Christi Blut seine Hoffnung bauet, ist ein Engel der Versöhnung und ihre Einwirkung machte oft schon büßende Heilige aus wilden Verbrechern.

Friede mit Gott ist des Menschen höchstes Gut, denn Friede mit Gott ist auch Friede mit uns selbst, und Friede mit der Welt.

Die Lehre Christi zeigt uns den Weg dahin, sein Tod lehrt ihn uns wandeln, sein Tod, der nicht nur die Apostel, die ihn schauten, sondern jeden denkenden Menschen mit Begeisterung erfüllen muß.

Aus seinem am Kreuze vergossenen Blute sproßt die Möglichkeit, zum Frieden zu gelangen, auch für den am tiefsten Gefallenen.

Glaubet, auf daß ihr selig werdet!

Aber auch die, welche nicht glauben können, die, welche prüfen, und wie Thomas die Hand in die Wundenmale legen müssen, sollen nicht untergehen.

Der Erlöser starb für uns Alle.

Neuntes Capitel.

Ich werde sein! an welches Band des Lebens
Mich auch das waltende Verhängniß knüpft.

Tiedge.

Die Tugend! sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben.

Schiller.

Nach dem Tode des Erlösers ward es die heilige Pflicht seiner Schüler, die Lehren, welche sie aus seinem Munde empfangen, in der Welt auszubreiten.

Diese Schüler waren nicht etwa Gelehrte, es waren nicht Leute von feiner Bildung, sondern einfache Männer aus dem Volke, die ihr Hab' und Gut, ihre Geschäfte und Verbindungen verlassen hatten, um dem erhabenen Meister, dem großen, gütigen Rabbi zu folgen.

Es war di: stete Sorge desselben gewesen, seine Lehren ihnen vollkommen verständlich zu machen. Sein Leben, Leiden und Sterben war die vollständigste Er=

läuterung derselben, aber auch seine Worte paßte er ihrem Geiste und ihrer Fassungskraft an, und zeigte ihnen sehr oft die erhabenste Weisheit in Gleichnissen, die nicht nur den Verstand ansprachen, sondern auch das Herz ergriffen. Dennoch hatten die Jünger nicht die volle Geisteskraft, die erhabenen, aber einfachen Lehren der Weisheit, so rein in sich auf zu nehmen, als sie gegeben wurden.

Eben die Einfachheit der Christuslehre machte sie, und macht sie heute noch, vielen unverständlich. — Es ist mit den Moralgesetzen, fast wie mit den Naturgesetzen, sie sind einfach aber tief, und der Mensch muß nicht selten dem Zeugniß seiner Sinne mißtrauen, um sie zu finden und zu erfassen.

Die Sinne zeigen uns unser eigenes Ich, als Mittelpunkt des Weltganzen und um dasselbe gruppirt, die fest ruhende Erde, um welche sich das Himmelsgewölbe mit Sonne, Mond und Sternen bewegt.

So zeigen auch in der Moral uns unsre leicht täuschbaren Sinne, unser Ich, unser Glück und Behagen, als den Mittelpunkt alles Daseins, Christus aber ein Copernikus in dieser erhabenen Sphäre, widerspricht dieser Anmaßung und zeigt uns durch seine Lehre, sein Leiden und Sterben, daß unser kleines Ich seinen Standpunkt im Weltganzen erst dann richtig einnimmt, wenn

es sich als einen unendlich kleinen Theil dieses Ganzen erkennen und sein eignes Wohlsein und Behagen willig und freudig diesem Ganzen unterordnen lernt.

Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth, dies vornehmste Gebot des Christenthumes, was kann es anders heißen, als: lerne aus Liebe zum Weltganzen, in dem Du den Ausstrom Gottes erkennen kannst, Dein eigenes Ich vergessen und unterordnen, laß Dein Herz, Deine Seele, Dein Gemüth aufgehen im Willen Gottes, der nichts anderes ist als Fortschritt, Veredlung des Weltganzen, und das daraus hervorgehende Glück aller Geschaffenen. Fühle Deine Kleinheit im Ganzen der Schöpfung, fühle sie mit Dank für all das Gute, das auch Dir bereitet ist, das Du zu genießen befähigt wurdest, fühle sie mit der richtigen Würdigung Deiner Stellung, die Dich demüthig, Gott ergeben, und opfermüthig machen muß und wird, denn Du Mensch! geistiges Kind der Erde! bist nur ein Tropfen im Ocean des Alls, und doch gewürdigt an seiner Vervollkommnung mit zu arbeiten und doch berufen für diese Vervollkommnung Dein Ich einsetzen zu dürfen. — Du Mensch! kleines an die Erde mit deinem Körper gefesseltes Wesen, kannst Dich auf den Flügeln Deiner Gedanken nicht nur von Stern zu Stern schwingen, sondern auch, den Gottes Gedanken,

der durch einfache Gesetze die Sterne in ihren Bahnen erhält, ahnen und das Wesen Gottes, das die Liebe ist, in Dir selbst nachbilden.

Im Erkennen der Gesetze Gottes, die das große Ganze der Schöpfung erhalten und veredeln, im bewußten Unterordnen Deines augenblicklichen Genusses und Behagens liegt Deine Erhabenheit und das Wort Christi: Darum sollt Ihr vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist, wird und soll Dir die Gewißheit geben, daß Erkenntniß Gottes, durch die Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze, Dir sowohl Pflicht als Freude sein soll.

Denn Gott, der Vollkommene, weiß alles, er hat es Dir möglich gemacht, durch Fleiß und Nachdenken, durch treues Forschen und Beobachten Dich ihm ähnlicher zu machen. Je mehr Du aber vom Weltganzen erkennst, je mehr wirst Du auch Deine eigene Kleinheit erkennen und inne werden, daß es eine Verkehrung aller Naturgesetze ist, Dich selbst, Dein Behagen, Deine Wünsche und Vergnügungen höher anzuschlagen, als das Wohl und die Vervollkommnung des Ganzen. — Wer Gott liebt, der lernt sein eigenes Ich aufgeben, und als einen sehr kleinen Theil des Weltganzen betrachten, der nur bedeutend wird, indem er sich selbst veredelnd, auch veredelnd auf das Ganze einwirkt.

Alle Lehren des Erlösers bezwecken nichts anderes als das, und stehen so in vollständigem Einklange mit den Lehren, die wir aus der Natur schöpfen können.

Jene mythischen Lehren, die bei jeder der vielen christlichen Glaubenspartheien verschieden sind, die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung Gottes, die Lehre von der Wandlung des Brotes und Weines im Abendmahle, sind, so scheint es mir, theils schon von den Jüngern, theils von späteren gelehrten christlichen Forschern falsch aufgefaßte und mißverstandene Worte Christi. Die Einfachheit des Christenthums genügte wenig den an mannigfache Mysterien gewöhnten, gelehrten Forschern früherer Zeiten.

Fast aller Gottesdienst des Alterthumes war vor den Augen des Volkes verhüllt in Bildern und Gleichnissen und in Egypten, Indien, in Griechenland, ja überall wo die Lehrer des Christenthums hinkamen, nahmen sie, um sich dem Volke, dem sie predigten, verständlich und angenehm zu machen, etwas von den mystischen Gebräuchen an, die sie im Volke schon vorfanden. — So predigte Paulus in Athen am Altare des unbekannten Gottes, so nahmen jene Apostel, die das Christenthum nach Deutschland trugen, 1000 Jahre später die alten deutschen Göttergestalten des Nordens, als böse Geister, als Hexen und Teufel in ihre Lehren

auf. Den dreieinigen Gott fanden die früheren priesterlichen Lehrer vielleicht in Indien, in Brahma, Vischnu und Siva, Manche andere unverständliche und sich wiedersprechende Lehren, in andern Ländern des Erdballes, auf dem sich das Christenthum mit reißender Schnelle ausbreitete.

Darum auch, weil es in jedem Lande in seinen unwesentlichen Lehren die Gestalt und Färbung des Landes annahm, wurde eine Zerspaltung des Christenthumes in verschiedene Sekten nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig, und diese Zerspaltung kann nur dann schwinden, wenn alle Christen mit Ruhe und Milde, sich an den Kern des Christenthumes, an die Lehre der Liebe, des Selbstvergessens, der Vergebung, welche Christus durch Wort und That gab, halten.

Das Fortschreiten der Wissenschaft, welches jenen mythischen und mystischen Lehren, den Boden unter den Füßen und die Decke über dem Haupte wegzieht, kann die wirklichen, die echten Lehren des Christenthumes nur in so weit berühren, als es dieselben verklärt.

Es ist ein schönes Zeichen, wie sehr Wissenschaft und wahres Christenthum Hand in Hand gehen, daß alle großen Lichter der Wissenschaft im Geiste des Christenthums handelten. Humboldt und Kepler, die größten Forscher in dem Buche der Natur, darf man

wahrlich, jeden in seiner Zeit, auch als die echtesten Nachfolger und Nachahmer Christi betrachten.

Nur das Außenwerk des Christenthumes, nur dasjenige, um welches vom ersten Beginn desselben, Streit war, kann untergraben und angegriffen werden durch das Fortschreiten der Wissenschaft, und wird es, und soll es werden.

Jene mythischen und mystischen Glaubenslehren, die bei den verschiedenen Völkern der Erde verschieden sind und die christliche Welt in tausend verschiedene Sekten theilen, sollen und werden untergehen, während das Christenthum, gestützt von dem Fortschritte der Wissenschaft, sich mit jedem Jahrhundert mehr zur erhabensten Blüthe der Menschheit entwickeln wird.

Christen nennen sich die Mormonen am Salzsee, die Chatres in Neujerusalem, Christen nennen sich jene Katholiken, die in einem kleinen Städtchen meiner Nachbarschaft die Kirche stürmten, weil ihr neuer Geistlicher ein sehr häßliches Wachspüppchen aus derselben entfernt hatte. — Christen nannten sich jene fanatischen, katholischen Priester, welche in Spanien die Mauren und Juden zum Scheiterhaufen verdammten, und Christen nannten sich auch die abscheulichen, protestantischen Pfaffen, die jene Schaaren armer verblendeter Geschöpfe, die sie Hexen nannten, in den Flammen sterben ließen.

— Im Namen des Christenthumes stürmte Tilly im dreißigjährigen Kriege Magdeburg, und im Namen des Christenthumes folterte man Galiläi und vertrieb Johannes Kepler aus seiner Heimath. Aber das ist nicht das Christenthum, um deswillen alle jene Thorheiten und Gräuelthaten geschahen.

Die Lehre Jesu ist das wahre echte Christenthum, sie hat mit allen diesem nichts zu thun. Sie ist nichts andres, als das weise Moralgesetz, das allen, auch den Verbrechern, als Weg zum Frieden dargestellt wird. — Sie widerspricht nirgends den Lehren der Wissenschaft, sie mahnt in jedem Worte zu Frieden, Liebe, Nachsicht und Vergebung, und predigt vor allem, stets und überall, das eigene kleine Ich, dem großen Ganzen, dem Willen Gottes, dem Heile der Menschheit unterzuordnen.

Alle Lehren des Weltheilandes können von dem größten Gelehrten unsrer Zeit vielleicht nicht vollkommen geübt, aber sie können noch weniger von ihm widerlegt werden. Sie stimmen auf das vollkommenste überein mit der höchsten menschlichen Vernunft und sind jetzt noch, was sie vor zwei tausend Jahren waren, die Blüthe echtester Humanität.

Man nennt die Bibel das Lehrbuch des Christenthumes; sie ist es, indem sie die Lehren, welche der Heiland seinen Schülern gab, für alle Zeiten aufbewahrte,

Was wir von Christus wissen, erfuhren wir allein durch die Bibel, da kein Geschichtsschreiber jener Zeit sonst von ihm etwas erzählt.

Die Bibel ist aber, obgleich ein Lehrbuch des Christenthumes, auch ein Geschichtswerk und selbst als solches ein Buch von höchster Bedeutung.

Es ist indeß für den Christen nothwendig, den geschichtlichen Theil der Bibel von dem, welcher die Lehren des Christenthumes enthält, wohl zu sondern. Die christlichen Moral- und Sittengesetze, welche die Bibel uns aufbewahrt, sind ewige, gewisse Wahrheiten, und bewährten sich als solche, selbst bei dem schwächsten Versuch sie auszuüben. — Geschichtliches über das Leben Christi bringt die Bibel uns aber nur sehr wenig. — Sie enthält die Geschichte des jüdischen Volkes und Christus ist in der Bibel nur eben eine historische Person derselben.

Die Bibel ist auch ganz gewiß nicht von einem und demselben Forscher geschrieben. Die Geschichte Christi schreiben vier seiner Jünger, Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Sie stimmen in allen Wesentlichen genau mit einander überein und geben so, ohne es zu wissen und zu wollen, einer dem andern ein Zeugniß der Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit.

Die fünf Bücher Mosis, welche die Schöpfungsge-

schichte und die Geschichte der Stammväter des jüdischen Volkes enthalten, sind wahrscheinlich Werke des großen Volksführers, dessen Namen sie tragen, und sie sind unwiderlegliche Beweise von dem hohen Geiste jenes großen Mannes.

In seiner Schöpfungsgeschichte thut er von dem geringen Standpunkte seiner Zeit einen tiefen, begeisterten Blick in jene Fernen, da unser Stern seine Entwickelung begann.

Die weitere Geschichtserzählung von der Schöpfung und dem Sündenfalle der ersten Menschen, ist von rührender Naivetät und zeigt den Erzähler als einen tiefen Denker und großen Kenner der menschlichen Natur. — Sie hat jene innerliche Wahrheit, die, wenn auch die Thatsachen erfunden oder erträumt waren, bei dem Zuhörer den Zweifel an denselben nicht aufkommen läßt. Niemand von allen lebenden Menschen, kann Zeugniß ablegen für oder gegen die Geschicht von Adam und Eva, niemand kann wissen und die Wissenschaft wird es schwerlich je ganz herausstellen, ob die ganze Menschheit nur von einem Menschenpaare abstammt oder ob an verschiedenen Plätzen der Erde nach Gottes Willen Menschen zum irdischen Dasein erwachten. Daß aber vor der Scheidung von Wasser und Land, vor dem Entstehen von Pflanzen und Thieren, der Mensch, das voll-

kommenste und bedürftigste Wesen der Schöpfung nicht auf Erden existiren konnte, wird jeder wahr und begreiflich finden. Jeder wird es ferner begreiflich finden, daß der Mensch mit dem ihm innewohnenden Bedürfniß, alles kennen zu lernen und alles zu genießen, beinahe mit Nothwendigkeit das Gebot von einem Baume im Paradiese nicht zu essen, übertreten mußte, und daß gerade das Weib, als das schwächere aber feinere Wesen sich zuerst hinreißen ließ.

Daß Tod, Krankheit und alles Elend der Menschheit, die Folgen der Sünde sind, ist heute noch so wahr, als im Anfange aller Dinge, und heute noch, wie zur Zeit, als der Cherub mit dem Flammenschwerte unsre Voreltern aus den Pforten des Paradieses trieb, ist das Weib durch seine Schwäche die Dienerin des stärkeren Mannes.

Die Geschichte der Schöpfung und des ersten Menschen, wie sie Mosis erzählt, wird sicherlich dem größten Gelehrten unserer Zeit noch Stoff zum Nachdenken geben, und er wird ihre innere Wahrheit bewundern müssen, obschon er dieselbe nicht für eine buchstäbliche anerkennen mag. — Diejenigen aber, die an ihre buchstäbliche Wahrheit glauben, werden im Wesentlichen auch nicht getäuscht, denn das sind solche Naturen, die schwerlich durch eigne Forschung in Zerwürfnisse mit ihrem

Glauben und Wissen kommen. Nur der Zweifel führt zur Forschung und der treue ernste Forscher wird die innere Wahrheit der mosaischen Erzählung endlich erkennen und sich an ihrer Schönheit erfreuen.

Die weitere Geschichtserzählung der Bibel ist, wie jede Geschichtserzählung, von den Erzählern selbst auf Treu und Glauben angenommen und nacherzählt.

Alle diese Erzähler stehen natürlichauf dem Standpunkte ihrer Zeit und erzählen uns die Thatsachen, wie ihre Zeit dieselbe ansah. Ein Bibelwort kann daher nie als Einwurf gegen Wahrheiten aufgestellt werden, welche die fortschreitende Wissenschaft dem späteren Menschengeschlechte erst aufdeckte.

Die ewigen Wahrheiten, welche die Bibel enthält, die erhabenen Morallehren des Christenthums, basirt auf die heiligen zehn Gebote, werden durch den Fortschritt der Wissenschaft nicht angefochten werden. Mag die Chemie uns immerhin die Stoffe zeigen, aus denen der menschliche Körper zusammengesetzt ist, und in die der Tod ihn wieder auseinanderlegt, die Ueberzeugung von der ewigen Dauer unseres Ich's wird sie uns nicht rauben, denn sie lehrt uns auch, daß kein Atom in der weiten Schöpfung verloren gehen kann. Mag die Astronomie uns immerhin lehren, daß der Himmel über uns kein kristallner Saal sei, in welchem Gott und seine

Engel wohnen, sie lehrt uns auch, daß im unendlichen All zahllose Sterne die Wohnungen zahlloser Geister in den verschiedensten Körperhüllen sein können.

Mag die Geologie uns immer beweisen, daß die Erde weit älter ist als 6000 Jahre, wie die Juden es aus der Geschichte ihres Volkes, die sie mit dem ersten Menschenpaare beginnen, berechnen, mag sie uns immerhin beweisen, daß Millionen von Jahren vergehen mußten, ehe der feste Theil der Erdoberfläche sich vom flüssigen schied, nimmer wird sie dem erhabenen Bibelwort widersprechen können: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Für den Ewigen giebt es keine Zeit, denn was wir Menschen also nennen, ist nur ein Begriff, der sich an die Natur der Erde und ihr specielles Verhältniß zu andern Weltkörpern knüpft, und ein Schöpfungstag kann eben so gut Millionen Erdenjahre, als einen menschlichen Athemzug lang sein, wir Bewohner der Erde haben darüber keine Vorstellung und kein Urtheil.

Wer an die buchstäbliche Wahrheit der Bibel glaubt, möge sich nur bestreben, diesen Glauben vor Allem auch auf die Morallehren des Christenthums auszudehnen, und diesen genau und bis auf den Buchstaben Folge zu leisten. Seine Naturkenntnisse werden dann zwar hinter dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft zurück-

bleiben, seine Seele aber wird erfüllt sein von Menschenliebe, er wird Barmherzigkeit und Nachsicht üben und duldsam sein nicht nur gegen anders Glaubende, sondern auch gegen solche, die in ihren Handlungen fehlen.

Demuth, diese höchste aller Tugenden, die Christus fast in jedem seiner Worte seinen Jüngern an's Herz legt, besteht ja nicht in bloßen Worten und Geberden, sondern in der innerlichen, im Herzen lebendig gewordenen, und lebendig bleibenden Ueberzeugung, daß auch die eigene Meinung eine irrige, die eigene Handlungsweise eine fehlerhafte sein kann.

Wie fest daher der Glaube eines Christen an die Unfehlbarkeit jedes Bibelwortes sein mag, ist er ein wahrer Christ, wird er es nie vergessen, daß seine Erkenntniß des Wortsinnes noch eine mangelhafte sein kann, und daß höher begabte, oder einfacher fühlende Menschen eine andere und vielleicht richtigere Auffassung desselben finden konnten. Daß jedes Wort der heiligen Schrift in vielfacher Weise erklärt und ausgelegt werden kann, davon geben ja Jedem, der lebt, die vielen christlichen Glaubenspartheien auf der Erde ein lebendiges, unwiderlegliches Zeugniß.

Schon die ersten Schüler Jesu, die seine Worte aus seinem eigenen Munde hörten, verstanden sie in verschiedener Weise, und frühe, sehr frühe schon bildeten sich in der

Christenheit Sekten, die, um den Wortlaut irgend einer mystischen Lehre zankend, einander feindlich gegenüber standen. Die Morallehren des Christenthums waren aber, seltsamer Weise, nie Gegenstand jener bittern Zwiste, welche so viel Elend über die Welt brachten. — Denn, niemand kann sie mißverstehen! sie sind klar wie das Sonnenlicht, und wie dieses belebend und erhellend.

Sollte dies dem denkenden Christen nicht ein Zeichen sein, daß sie das Hauptsächliche, das einzig ächte des Christenthums sind? — Es ist nur der menschlichen Thorheit natürlich, sich am Außenwerk zu halten und wegen desselben herum zu streiten. Die Befolgung der christlichen Morallehren fordert Anstrengung aller edleren Kräfte der Menschennatur, das Streiten um unverstandene Worte dagegen rührt alle schlimmen Gefühle auf und giebt ihnen Nahrung. — Es sollte daher wohl vor Allem Sache der Geistlichen aller Confessionen sein, ihren Gemeinden vorzuleuchten in Ausübung christlicher Tugend, die Entscheidung des Streites über die vieldeutigen Worte der Glaubenslehren Demjenigen unter ihnen überlassend, der in seinen Thaten sich als der treueste Nachfolger Jesu bewährte.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! sagt Jesus selbst, und nicht Zank und Streit, Haß und Hader, son-

dern Liebe, Friede und Gerechtigkeit können die Früchte der Lehren des Heilandes sein, der selbst nicht schalt, da er gescholten ward, nicht dräuet, da er litt, der am Kreuze noch für seine Peiniger betete: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Alle christlichen Confessionen betrachten die Glaubenslehren zwar als etwas hochwichtiges, aber unerfaßbares. Kein Geistlicher läßt sich beim Unterricht seiner Schüler herbei, die Lehre von der Dreieinigkeit erklären zu wollen, keiner macht auch nur den Versuch, es auseinander zu setzen, in welcher Weise sich beim Abendmahle Brot und Wein in Fleisch und Blut des Erlösers verwandeln. Diese geheimnißvollen Lehren sollen unerklärt und unverstanden geglaubt werden.

Es ist möglich, daß einige besonders glücklich organisirte Naturen die Fähigkeit dazu haben. Wohl ihnen! und möge ihr Glaube ihnen in jedem Moment zu einer festen wandellosen Stütze ihres christlichen Handelns werden. — Ich gehöre zu diesen Glücklichen nicht; das Wort des Apostels: Prüfet Alles und das Beste behaltet, ist auch für mich gesprochen, und in tiefer Demuth fühle ich, daß ich nicht zu den Auserwählten gehöre, denen Gott seine höchste Gnade, die unbedingte, beseligende Glaubensfähigkeit geschenkt hat. Doch habe ich sie bis zu dieser Stunde auch noch nicht sehr schmerzlich

vermißt. Das Nachdenken über die höchsten Wahrheiten, das Prüfen derselben, ist mir in vielen Lebensstunden hohe Freude, in anderen großer Trost gewesen. Gern aber lasse ich Jedem seinen Glauben, wenn er Trost im Leid, Unterstützung im Kampfe mit den Leidenschaften und Freudigkeit zum Guten aus ihm schöpfet.

Was ich in diesen Blättern niederlege, ist keine Widerlegung irgend einer Glaubenslehre, und soll um keinen Preis den Glauben Anderer erschüttern, sondern nur meinen Freunden auseinandersetzen, daß eine tiefe Anhänglichkeit an das Christenthum sich nicht absolut auf die christlichen Dogmen und auf die Erzählung der Wunder stützen darf.

Ich verstehe die christlichen Dogmen nicht und kann sie daher weder annehmen noch verwerfen, aber die Liebe, die aus jedem Worte, aus jeder That des Erlösers spricht, verstehe ich und möchte mein Herz schulen, sie nachzufühlen und nachzuahmen. — Ich weiß, gelehrte Geistliche verschiedener Confessionen haben sich freundlich bemüht, mich darüber aufzuklären, — daß die christliche Glaubenslehre ein Gebäude ist, in dem ein Steinchen das andere stützt, und aus dem keines genommen werden kann, ohne den ganzen Bau zu untergraben.

Neben diesem Gebäude aber, das für mich verschlossen ist, steht die Liebe des Erlösers, ein blühender Baum,

der seine Wurzeln fest in die Erde schlagend, seine Krone zum lichten Himmel erhebt. Hier finde ich Schatten, Erquickung, Ruhe und eine still beseligende Glücksgewißheit, eine Freudigkeit am Leben, die mich nicht selten über alles Leid erhebt.

Wo aber mein Menschenherz zu schwach ist, sich über den Jammer des Augenblicks zu erheben, da erleichtert mir den heißen Schmerz die Gewißheit der Kürze desselben. Selbst die Schmerzen, welche das ganze Erdenleben hindurch währen, wie kurz sind sie!

Körperliche Schmerzen, die bis zum Tode dauern, enden doch ganz gewiß mit demselben, denn der Tod befreit das Ich von den Banden des Körpers, den er dann allmälig in seine chemischen Bestandtheile zerlegt. In welcher Weise diese dann noch ferner im Weltall wirken werden, weiß ich nicht, Gras und Blumen werden auf meinem Grabe wachsen, und vielleicht wird das, was heute meine Hand ist, in wenigen Jahren als zarte Grasblüthe im Frühlingswinde zittern, was heute mein Auge ist, als blaue Blüthe der zierlichen Veronika die Herzen der Kinder erfreuen, die auf meinem Grabe spielen, wie einst, vor langen Jahren, ähnliche Blüthen mich als spielendes Kind an andern Gräbern fanden.

Mein Ich, dessen mit dem Körper jetzt zwar eng verbundene Existenz ich fühle, das ich aber sehr oft schon

von den Leiden des Körpers und von diesem selbst unabhängig erkannte, wird nach dem Tode fortdauern, denn nichts kann verschwinden im All der Schöpfung, und es wird in seiner Ausbildung fortschreiten, denn Fortschritt, ewiger Fortschritt, ist das Gesetz Gottes. Dies Ich ist mir in drei Erscheinungen erkennbar; in meinem Wissen, meinem Wollen und Lieben.

Dies alles gehört nicht zu meinem vergänglichen Körper. — Mein Wissen, gering und zerstückelt wie es ist, das kleine, abgebrochene Stückchen jenes glänzenden Prisma's, in dem die Menschheit den Wiederschein des Weltganzen erschauen darf, ist doch mein Eigenthum. Ich besitze es, auch wenn ich Niemandem etwas davon mittheile, Niemand kann es mir rauben, selbst der mächtige Tod nicht, es ist ein Theil meines ewigen Seins.

Mein Wissen! ich lächle selbst beim Aussprechen des Wortes, es ist ein Nichts! das zusammengesuchte Besitzthum eines Kindes, aber es ist mein — es ist die Freude meines Ichs, und es ist eins der Güter, die himmlischen Ursprungs, sich durch Mittheilung nicht verringern, sondern dem Besitzer immer ganz und ungetheilt bleiben, ob er auch die ganze Welt damit beschenkt.

Humboldt's große Seele verlor kein Jota von ihrem Wissen, als er der Menschheit in seinem Kosmos alle Früchte seiner Studien, seiner Reisen, seines Nachden-

kens schenkte. — Jede Kenntniß, die ein Mensch sich erwirbt, ist sein Eigenthum für die Ewigkeit, eine Verschönerung seines eignen Ich's und zugleich ein Schatz, der der ganzen Menschheit zu Gute kommt. Das Wissen eines Menschen kann nicht bei seinem Sterben verstäuben, sich nicht auflösen in seine chemischen Bestandtheile, es kann nicht ausgegeben werden durch Mittheilung, es ist ein Theil des Ich's, des untheilbaren, unwägbaren, unsichtbaren Seins, das weder Weise noch Thoren wegdisputiren können aus dem Weltall, dessen Existenz aber so gewiß ist, als die Existenz Gottes, der sich auch nur durch die lebendige Welt manifestirt und doch etwas wesentlich verschiedenes von derselben ist.

Auch mein Wollen ist etwas, das mich über das Dasein meines vom Körper verschiedenen Ich's außer Zweifel setzt. — Ich erkenne in tausend Fällen den Körper als den Diener meines wollenden Ich's, und kann den Moment sehr wohl erkennen, wo es jenem bisweilen gelingt, sich zum Herrscher zu machen. — Der Gehorsam des Körpers gegen das Wollen der Seele ist eines der Maaße unserer menschlichen Würde.

Nur der Mensch, welcher seinen Körper ganz und gar in der Gewalt seines Willens hat, kann sich selbst zum Guten bestimmen. Die Willenskraft wird durch Uebung gestärkt, so daß die schreiendsten Bedürfnisse,

die grimmigsten Schmerzen des Körpers, keinen Einfluß auf sie üben können. — Frau Apollonia Wellinger, eine Befreundete der Mutter Keplers, wurde so gefoltert, daß ihre beiden Daumen in den Schrauben hängen blieben, weil sie aussagen sollte, daß jene eine Hexe sei. Sie blieb fest! ihre Nerven, ihre Muskelfaser rissen, ihre Knochen brachen, aber nicht ihr Wille. Die Keplerin ist unschuldig war das letzte Wort was sie sagte, als sie zu Boden stürzte. — Auch die Willenskraft ist ein Theil des Ichs, das vom Körper getrennt, fortschreiten kann und fortschreiten wird. Je mehr sie geschult und gestärkt ist in diesem Erdenleben, desto weniger wird sie der Schmerzen als Uebungsmittel in jenem höheren körperlosen Dasein bedürfen, dem der Tod uns entgegenführt. Wer das Gute will, setzt sich in festen Verein mit Gott!

Unser Lieben aber! — o bedarf es eines Beweises, daß das Ich den Tod überdauert, als die volle quellende Liebe, die mit den Jahren zunehmend als Mutterliebe die Seele erfüllt! Im Moment des Todes umfaßt die liebende Seele so ganz, so fest, so überströmend, all ihre Theuern nah und ferne. Sie segnet den Sohn, der jenseits des Oceans im fremden Welttheile sich sein Brod sucht und das Enkelkind, dessen junges Leben noch nicht zum Bewußtsein erwachte. —

Kann diese heilige Flamme erlöschen, wenn die Augen sich schließen? liegt sie in der erstarrenden Hand, in dem Herzen das zu klopfen aufhört? Nein! o nein! sie ist ein Theil des ewigen unsterblichen Ichs, das im Moment sich von dem verbrauchten Körper trennt. Unser Wissen, unser Wollen, unser Lieben! sind in ihrem Verein unser Ich, sie sind es, die den Tod überdauern und je höher sie schon ausgebildet sind im Verein mit dem Körper, desto weniger werden sie nach der Trennung von demselben der Uebung durch Schmerz und Leid bedürfen.

Denn Schmerz und Leid sind die Uebungs- und Läuterungsmittel unseres Ichs. Sie sind keine nutzlosen zufälligen Plagen, die uns hohnneckend das Leben verbittern, sondern entweder die natürlichen Folgen unserer Thorheiten, oder nothwendige Uebungsmittel unserer Kräfte, in beiden Fällen aber der Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe Gottes angemessen.

In welcher Art und Weise unser Ich nach jener großen Kathastrophe, die wir Tod nennen fortdauern wird, können wir nicht wissen, daß aber das Bewußtsein des vergangenen Lebens ihm bleiben muß, dürfen wir wohl annehmen, denn eine Fortdauer ohne dies Bewußtsein wäre keine Fortsetzung des Lebens, sondern ein ganz neues Leben. — Die Fortdauer des Daseins

mit Bewußtsein scheint mir auch die einzig mögliche und der Güte und Gerechtigkeit Gottes würdige Strafe, für die im Erdenleben des Menschen begangenen Fehler und Uebertretungen.

Der, welcher hienieden sein Ich in Wissen, Wollen und Lieben am besten entwickelt hat, tritt nothwendig in größerer Vollkommenheit das neue Leben an. Diese größere Vollkommenheit aber befähigt ihn zu höheren und reineren Genüssen, zu einer wirkungsvolleren Thätigkeit, zu besserer und deutlicherer Erkenntniß Gottes, zu umfassenderer Liebe, mit einem Worte zu einem höheren Maaße von Glückseligkeit. Diese Glückseligkeit aber ist nicht der Lohn unserer irdischen Tugend, (welches Menschen Tugend wäre wohl so groß, daß er wirklich einen Lohn für sie beanspruchen könnte?) sondern sie ist die in Gottes Gesetzen liegende Folge seiner Handlungen, die natürliche Entwickelung seines im Fortschritt begriffenen Ichs.

Gott straft nicht, er haßt nicht, er umschließt, ein Meer von Liebe, das ganze Weltall, das im engsten, auf ewigen Gesetzen beruhenden Zusammenhang steht und die wenigen eignen Worte des Weltheilandes, die uns die heilige Schrift aufbewahrt hat, bestätigen das.

„Kein Haar fällt von Eurem Haupte ohne den Willen Eures himmlischen Vaters“, sagt er und an

einer andern Stelle: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

Das Schicksal jedes Menschen hängt von Gottes Fügung ab und die Geburt im Hause weiser und gütiger, oder verbrecherischer Eltern, entscheidet oft schon allein über die Tugend oder das Laster eines Menschen. Darum wäre es fürchterlich und der Güte Gottes ganz unwürdig, wenn ewige Strafe des Verbrechens Folge sein sollten, die niedrigere Stufe der Entwickelung, die die Seele zu den reinen Genüssen eines Lebens ohne Sinnlichkeit minder fähig macht, ist Strafe genug, auch für den schwersten Verbrecher, auch für denjenigen, der als Christ geboren und erzogen, die hohen Lehren des Christenthums und das göttliche Beispiel des Weltheilandes kannte und nicht benutzte.

Die Sterne ohne Zahl, die den unermeßlichen Weltenraum bis in seine tiefsten Tiefen erfüllen und von denen mehrere Tausend auch uns Erdenbewohnern in ihren Strahlen goldene Grüße zusenden, mögen wohl einige der Wohnungen im Hause des Vaters sein und auf jenen Kometen, die fast ohne oder ganz ohne Schwere und Dichtigkeit den Weltraum durchziehen, der Sonne oft näher als ihr nächster Begleiter der Merkur, und dann wieder ferner als ihr fernster, der neu entdeckte Neptun, auf jenen Kometen, deren Temperaturwechsel,

deren Körpergestalt und Masse, deren Weg und Wandel so wenig, so gar keine Aehnlichkeit mit unserm Erdenstern zeigt, mögen einige jener großen seligen Geister, die auf Erden schon so reich an Wissen, so fest im Wollen, so Gott ähnlich im Lieben waren, den Weltenraum durchschiffen, die verschiedenen Gestaltungen in demselben so freudig beobachtend, wie ich die verschiedenen Blumen meines kleinen Gärtchens, und in edlem Wollen so viel Liebe durch das Weltall ausgießen, wie ein Mutterherz in dem Bereich ihres Hauses.

Das sind Träume! Träume eines Herzens, das noch die Bande der Erde trägt, das eng gefesselt ist durch Raum und Zeit und das die Schmerzen des Menschdaseins noch mit zitterndem Weh fühlt.

Wie groß aber auch das Weh sein mag, es soll mir unter Gottes Beistand nicht das echte, das einzige Glück der Erde rauben, die Ergebung und das Aufgehen in Gottes Willen. Es soll mir nicht rauben die Kraft zu der höchsten Erhebung der Menschenseele, zum Gebet! Beten ist das erhabenste Vorrecht des Menschen vor allen seinen Mitgeschöpfen auf Erden.

Wer beten kann, muß der Nähe und Liebe Gottes gewiß sein, denn beten heißt nichts andres, als die eigene, leidende, liebende Seele in Gottes Vaterarm legen. Wer betet, muß es verstehen, den eigenen Wil-

len im Willen Gottes aufgehen zu lassen und das zahllose Heer seiner Wünsche nur auf das zu beschränken, was ihn reifer macht zum Verein mit Gott.

Ein einziges wahres, tief inniges Gebet reicht hin das Leid eines ganzen Menschenlebens zu verklären und schon der bloße flüchtige Gedanke an Gott, der Gruß den wir ihm in der Morgen- und Abendstunde jedes Tages zusenden, macht den Tag für uns hell und die Nacht ruhig.

Die echtesten Gebete, die erfolgreichsten sind die wortlosen, jene heißen Gefühlsergüsse, wo im Moment tiefsten Leides oder höchsten Glückes, die Seele plötzlich sich überfließen fühlt in das Wesen, in den Willen Gottes, wo das bebende Ich Eins zu werden scheint, mit der großen ewigen Weltseele, wo die Gegenwart in ihr Nichts zerfließt und die Erde vor dem innern Blick des erhobenen Menschenherzens, zu einem Tropfen im Ocean des Alls wird. Solch ein Gebet ist eine Verklärung und das Herz, welches einmal durch dasselbe beseligt ward, empfängt ein Bild jenes höheren Lebens, zu welchem der Tod uns einst hoffentlich reif machen wird. — Aber auch das einfache Gebet in einfachen Worten, jene kindliche Bitte, wie der Erlöser sie am Oelberge aussprach: Herr ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir, oder wie er am Kreuze flehte: Vater

vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun, auch sie reichen schon aus, den Muth im Leid zu kräftigen, ja der blos klar werdende Gedanke an Gott, den das Wort eines andern Betenden, das wir in freundlicher Gewöhnung nachsprechen, in der Seele anregt, erhellt dieselbe und macht sie freudig. Der Gedanke an Gott verklärt die Welt, wie der Lichtstrahl, der durch die Wolke bricht, die Landschaft; unter seinem Einfluß wird selbst die Oede freundlich und das Grausen schwindet vor ihm und verwandelt sich in Staunen.

Darum ist die Gewöhnung an das Gebet stets eine gute und jede Mutter sollte früh ihr Kind zu derselben anhalten, wäre sie Anfangs auch nur, wie Martin Luther sagt: eine feine äußerliche Zucht.

Das auswendig gelernte Gebet aus der Kindheit liegt, einem ungewechselten Goldstück gleich, vielleicht lange unverstanden in der Seele des Menschen, bis ein Moment es ihn verstehen lehrt und er sich plötzlich im Besitz eines Schatzes sieht, der aller Noth des Augenblicks ein Ende macht.

Denn ein verstandenes, tief gefühltes Gebet ist stets das Ende der Noth, die das Herz bedrückt. Mit dem reinen vollen Gefühl, daß unser Leid, unser Kummer aus Vaterhänden uns zukam und ganz gewiß zum Guten führen muß, erwachen alle edleren Kräfte unsrer

Seele und treten in Thätigkeit. Geduld und Demuth, muthiger Widerstand gegen die Schlechtigkeiten anderer Menschen und die Schwäche des eigenen Herzens, richtige Würdigung der heiß begehrten und vom Geschick uns versagten Erdengüter, klare Erkenntniß unserer Fehler und ihres natürlichen Zusammenhanges mit unsern Leiden, sind die Ergebnisse jedes echten Gebetes.

Jedes echte Gebet ist eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf das Herz, ein stets sich wieder erneuerndes Wunder. Freilich ändert das Gebet nicht die Weltordnung, aber es ändert unser Fühlen, unser Wünschen und wirft ein neues und helles Licht auf Begebenheiten und Dinge.

Doch nicht in jeder Stunde ist es jedem Menschen vergönnt, erfolgreich zu beten. Zorn, Groll, Haß, Neid, Habsucht, kurz jede lebhaft empfundene, verbrecherische Neigung machen das echte Gebet zu einer Unmöglichkeit. Nur in den großen heiligen Momenten, wo das liebende leidende Menschenherz, ganz erfüllt von dem Gefühl der Nähe und Liebe Gottes, ganz durchdrungen von der Größe der erhabenen Weltseele und der Kleinheit des eigenen Ichs, sich losreißt von dem Jammer der Erde, ist es des echten Gebetes fähig, ein solches Gebet ist das Einswerden des Menschen mit Gott.

Solches Gebet bedarf nicht der Erhörung, es ist

Erhörung! denn nur indem die Seele die Nichtigkeit ihrer Erdenwünsche ganz empfindet, vermag sie zu beten, wie Christus am Oelberge: „Herr nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" — Der Wille Gottes! welcher Menschengeist kann ihn ganz fassen und erkennen. Wir drücken mit schwachen menschlichen Worten aus, was wir davon zu erkennen fähig sind und sagen: Der Wille Gottes ist die Entwickelung seiner Schöpfung zu immer höherer Vervollkommnung im Ganzen und in allen Theilen und die Vervollkommnung des Menschen ist zugleich die Erhöhung seiner Glückseligkeit. — Volle Ergebung hierin scheint leicht und natürlich und ist doch so unsäglich schwer. Denn der Mensch, das seltsame Doppelwesen, das so heiß nach Glückseligkeit verlangt, verlangt auch nach irdischem Behagen, das mit dieser in vielen Fällen unverträglich ist, und mit voller Wahrheit läßt Goethe seinen Faust sagen:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Jene erste Seele aber kann und darf nie im Men=

schen ganz ersterben, sie ist es, die ihn zum Bürger dieser Erde macht, die ihn zu heiterem Genuß befähigt, ja die ihm erst die Tugend, dies schönste Eigenthum der Erde, möglich macht. Denn ohne sie, ohne den Drang nach den Genüssen der Erde, wäre das Aufstreben zur Glückseligkeit dem Menschen wie das Einathmen der Luft, nur eine Naturnothwendigkeit.

Das Gebet bildet die Brücke, die den irdischen Menschen, da wo ihm dies nothwendig wird, hinüberleitet vom „Duft der Erde, zu den Gefilden hoher Ahnen."

Nur der Mensch kann beten, denn nur er allein bedarf dieser Regenbogenbrücke, die ihn von der Erde in den Himmel führt.

Beten heißt nicht immer bitten. Schon die bloße mit dem freudigen Gedanken an Gottes Größe verknüpfte Betrachtung der Natur ist ein Gebet, doch naht sich die Menschenseele dem Weltgeist wohl sehr oft, ja am meisten, in der Bitte.

Es ist nun eine natürliche Frage: ist Gott denn wie ein irdischer Herrscher der menschlichen Bitte zugänglich? — Was geschieht im ungeheuern Weltall und im kleinsten Hause oder Herzen, ist immer die natürliche, d. h. auf göttlichen Gesetzen beruhende Folge vorhergegangener Thaten oder Begebenheiten.

Wird Gott um der thörigten Bitte eines fehlenden, kurzsichtigen Menschen willen, seine heiligen, ewigen Gesetze umstoßen? — — — Gewiß nicht! und doch sagt Christus: „Bittet, so wird Euch gegeben"; — und sicherlich ist auch dies heilige Trosteswort des Erlösers ein wahres.

Die thörigte Bitte eines Menschen wird freilich nicht erfüllt werden, dennoch wird sein Gebet, wenn es heiß und echt ist, Erhörung finden. Denn das heiße Gebet wird die thörigte Bitte läutern, verklären, rein und echt machen, und nicht die Weltordnung, sondern die Herzensrichtung des Bittenden wird verändert werden durch dasselbe. Die Erfüllung einer Bitte könnte im nächsten Augenblick das höchste Elend des Bittenden sein, die Erhörung seines Gebetes aber ist und bleibt in Zeit und Ewigkeit sein Glück!

Erhörung des Gebetes ist Friede mit Gott und Freude am Leben und schließt stets die richtige Würdigung unsrer Wünsche in sich, indem sie uns andererseits Kraft zum Ertragen unserer Leiden, Muth zur Erfüllung unserer Pflichten und zum Kampfe mit dem Leben und seinen Leidenschaften giebt.

Bittet so wird Euch gegeben,
Suchet so werdet Ihr finden,
Klopfet an, so wird Euch aufgethan;

Auch Christus betete — und nach seinem Gebete kamen die Engel und dienten ihm und stärkten ihn.

Auch zu uns kommen diese Engel, Geduld, Muth, Gottvertrauen heißen sie und sie breiten ihre Silberschwingen aus und tragen uns leicht und sicher über die Berge des Elends, die uns zuvor unersteiglich schienen, und sie tragen uns leise empor zu den lichten Höhen der Menschheit, wo das Ziel alles irdischen Strebens erreicht und unsere Pflicht Eins ist mit unsren Wünschen und unsrer Liebe.

Schlußwort.

Ich bin zu Ende und sage Euch Lebewohl meine lieben Leserinnen und Freundinnen, nah und fern.

Der Lenz, bei dessen Erwachen ich diese Blätter begann, ist längst entflohen, der Sommer und der Herbst sind ihm gefolgt und goldener Octobersonnenschein fällt auf dies Blatt, während ich mein Abschiedswort an Euch richte.

Gebe Gott, daß keine von allen, die das vorliegende Buch gelesen, Anstoß an seinem Inhalt genommen. — Nicht um Euren Glauben zu erschüttern, schrieb ich meine eignen Ansichten nieder. — Der fromme Kinderglaube, der die gegebenen Religionslehren ohne Prüfung annimmt, ist vielleicht das höchste Glück jugend-

licher Herzen, ich möchte ihn nicht stören, und wenn ich Schätze dadurch gewinnen könnte.

In der Welt aber, die Ihr Alle betreten müßt, wird dieser Glaube nur zu oft zerstört und dem Herzen nichts für denselben geboten als eine Philosophie, die dem weiblichen Geiste selten verständlich ist und die weibliche Seele daher auch nie trösten und aufrichten kann.

Die Christenheit unserer Tage theilt sich in zwei einander beinahe feindlich gegenüber stehende Partheien. Die eine davon, welche sich im Besitz des Glaubens zu befinden wähnt, blickt fast mit Haß auf die andere, die allen Glauben verwirft und die menschliche Vernunft, das menschliche Wissen zum Gebieter des Weltalls machen möchte, und den Haß der Gläubigen mit gründlicher Verachtung erwiedert. — Wenn die erste Parthei die zweite Atheisten nennt, so schilt diese die andere Heuchler!

Große Gelehrte, tiefe Denker stehen an den Spitzen beider.

Welche Anmaßung wäre es, wollte ich es wagen, mit einer oder der andern, vielleicht gar mit beiden, mich in polemische Streitigkeiten einzulassen.

Ferner aber als ein solcher Gedanke kann auch nichts meiner Seele liegen. — Gern lasse ich jedem

seine Meinung und Ansicht und muß dies auch um so mehr, da ich für mich selbst das Recht in Anspruch genommen, dieselbe in diesen Blättern der Welt — meiner Welt, das heißt dem Kreise der weiblichen Jugend, der mir sein Vertrauen bisher schenkte, vorzulegen.

Ich gebe das, was ich hier in Eure Hände lege, auch nicht für neue Wahrheiten aus. Viele mögen ähnliches vor mir gedacht haben, um so besser aber für mich, denn in diesem Falle wird mein Buch Anklang finden in ihren Herzen; nur was wir selber denken und fühlen, erkennen wir ja als uns befreundet und zu uns passend an.

Vielen aber dürfte mein Buch auch Aergerniß geben, schon darum weil es eine Frau schrieb, die nie gelehrte Studien machte noch machen konnte, und der man schon nach ihrem Geschlecht das Recht absprechen möchte, sich mit jenen von den gelehrtesten Männern besprochenen Dingen zu beschäftigen.

Das jedoch scheint mir eine Härte gegen mein Geschlecht. — Theologie und Philosophie sind Wissenschaften und meinem Geschlecht nicht zugänglich; Religion aber ist Sache des Verstandes und Herzens bei jedem Menschen und dem Weibe eben so nothwendig, ja vielleicht noch mehr, als dem Manne. Es muß auch unserm

Geschlecht erlaubt sein, nachzudenken über das höchste des Menschendaseins. — Ob es eine Anmaßung von einer Frau ist, die keine Unterstützungen ihres Nachdenkens in Studium und Gelehrsamkeit hat, die Frucht ihres Nachdenkens der Welt mitzutheilen, wage ich nicht zu entscheiden. Ich weiß aber, daß hochgelehrte Bücher ein Frauenherz oft kalt, einen Frauengeist unaufgeklärt lassen, während die einfachen Ergüsse eines warmen Herzens, warm zu andern Herzen dringen. — Dies ist meine Hoffnung!

Was ich in diesem Buche niederlegte floß aus der Tiefe meines Herzens und wird daher, so wage ich zu hoffen, auch den Weg in die Herzen meiner Freunde finden.

Das Mutterherz ist der Altar auf dem die heilige Flamme der Gottesliebe lodern soll, aus der alle menschliche Tugend ihre Wärme und ihr Licht erhalten muß, und die Frömmigkeit ist die unerschütterlichste, die der Sohn von diesem Altare mit ins kalte Leben nahm.

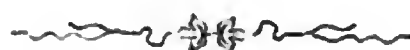
Sollte es mir gelungen sein, auch nur in einem jugendlichen Mädchenherzen durch meine Worte dieser heiligen Flamme Nahrung zu geben, so ist dies Büchlein kein unnützes.

Ich übergebe es daher der weiblichen Jugend,

wenn auch mit großer Furcht, daß es nicht alles das was ich zu sagen wünschte, klar, deutlich und zum Herzen sprechend ausdrückt; doch in der frohen Hoffnung, daß es Gutes wirken kann — unter dem Segen Gottes.

Bromberg im October 1860.

Julie Pfannenschmidt-Burow.



Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

